FanPro
Band 11035

Herausgeber: Florian Don-Schauen, Werner Fuchs
Titelbild: Arndt Drechsler
Karte: Ina Irrgang
Redaktion: Florian Don-Schauen
Lektorat: Catherine Beck
Satz und Layout: Ralf Berszuck
Umschlaggestaltung: Ralf Berszuck
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s. r. o., Tschechien

Copyright © 2008 by Fantasy Productions
Verlags- und Medienvertriebs-GmbH, Erkrath
Besuchen Sie unsere Website *http://www.fanpro.com*

Copyright © 2008 by Significant GbR für die Marke
DAS SCHWARZE AUGE in Wort und Bild,
by Alpers, Fuchs, Kramer, Neigel für die Inhalte.

Alle Rechte vorbehalten. Der Nachdruck, auch auszugsweise, die Verarbeitung und die Verbreitung des Werkes in jedweder Form, insbesondere zu Zwecken der Vervielfältigung auf fotomechanischem, digitalem oder sonstigem Weg, sowie die Nutzung im Internet dürfen nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags erfolgen.

Printed in the Czech Republic 2008

ISBN: 978-3-89064-235-2

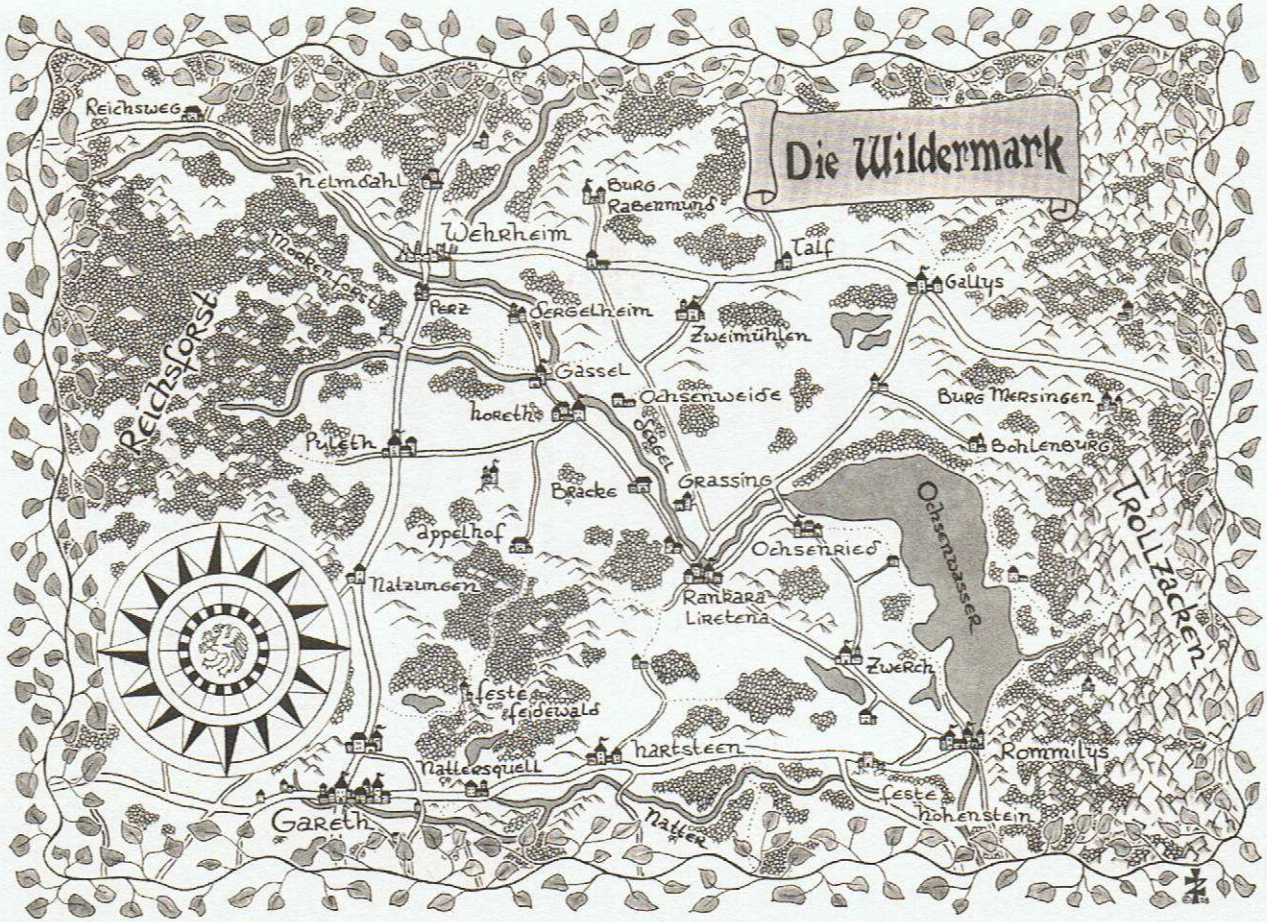
Florian Don-Schauen

Aufs Schafott

Der Kristall von Al'Zul 5

Eine Novelle in der Welt von
Das Schwarze Auge©

Originalausgabe


Die Wildermark
Reichsweg
Helmdahl
Burg Rabenmund
Wehrheim
Talf
Gallys
Markenforst
Reichsforst
Perz
Sergelheim
Zweimühlen
Gassel
Ochsenweide
Burg Mersingen
Horeth
Pyleth
Bohlenburg
Bracke
Grassing
Ochsenwasser
Trollzacken
Appelhof
Ochsenried
Natzungen
Rambara-Liretena
Zwerch
Feste Feidewald
Hartsteen
Rommilys
Nallesquell
Feste Hohenstein
Gareth
Natter

Vor mir hat sich eine Gasse gebildet, ein schmaler Weg bis zum Schafott. Dort auf dem hölzernen Podest steht ganz verloren ein kleiner Trommlerjunge. Als er mich in der Tür des Wachhauses sieht, rührt er seine große Trommel. Stille tritt ein, alle Gesichter wenden sich mir zu. Ich blicke zum Himmel, aber das Praiosmal will sich immer noch nicht zeigen. Es sieht vielmehr aus, als würde es bald regnen. Ob die Götter wohl um mich weinen?

Ich atme tief durch und trete meinen letzten Weg an. Von rechts und links blicken mir viele bekannte Gesichter entgegen. Ich senke meine Augen nicht, und die meisten, die meinem Blick begegnen, schauen betreten zu Boden. Zu den wenigen, die standhalten, zählt Ugin der Stellmacher. Der Zwerg nickt mir in einem stillen Gruß zu. Vor einigen Jahren habe ich mit seinem Vater Arwun Seite an Seite gegen die grausamen Schergen der Schwarzen Lande gekämpft. Arwun war ein aufrechter und ehrlicher Mann, geradeheraus, wie es viele Zwerge sind, und nicht immer ganz einfach. Er hat sich damals an der Ogermauer einem überlegenen Kämpfer in den Weg gestellt und wurde einfach niedergemäht. Doch durch sein Opfer gelang es mir, dem hünenhaften Angreifer mein Schwert in den Hals zu treiben – und dann habe ich Arwun auf mein Pferd gezerrt und zu den Heilern gebracht. Den rechten Arm mussten sie ihm abnehmen. Dennoch hat Ugin oft gesagt, dass sein Vater mir sein Leben verdankte. Ob er sich wohl gerade daran erinnert?

Ein paar Schritt entdecke ich die alte Vettel, die nach dem Urteilsspruch vor mir ausgespuckt hat. Als ich in ihre Nähe komme, schwingt sie ihren Stock und kräht voller Spott: »Seht da den Mörder! Eine Schande für unser Land! Schickt ihn zu Boron, den Widerling …«

Ich bin sicher, sie würde noch allerlei Schimpfwörter für mich finden, aber in diesem Augenblick dreht sich eine breitschultrige Frau zu ihr: »Halt dein vorlautes Maul, sonst werde ich's dir stopfen.«

Die Vettel verstummt und wagt nur noch, mich mit hasserfüllten Blicken zu bedenken, während ich bedächtig an ihr vorbeigehe. Schließlich stehe ich vor dem Gerüst, dessen Bau ich von meinem Zellenfenster aus beobachten konnte. Zwei auf drei Schritt ist es groß, und mitten darauf ein großer Holzblock. Wäre er nicht mit boron- und praiosgefälligen Motiven beschnitzt, könnte er ein einfacher Hackklotz sein, wie er hinter jedem Haus steht. Doch das Holz, das auf diesem Klotz geschlagen wird, ist von anderer Natur. Die Oberseite ist eigentümlich dunkel verfärbt. Dabei wird er gar nicht oft verwendet, denn den einfachen Delinquenten steht der Tod durch das Schwert nicht zu, sie beenden ihr Leben an einem langen Strick baumelnd. Andererseits ist der Klotz sicherlich schon seit Generationen in Gebrauch. Wessen Blut im Lauf der Geschichte wohl dem Holz seine dunkle Färbung gegeben hat?

Mühsam steige ich die drei Stufen hinauf. Neben dem kleinen und verschreckt aussehenden Trommlerjungen, der immer noch den Schlegel schwingt, als müsse er die Rudersklaven einer Galeere antreiben, steht inzwischen die blinde Richterin. Sie trägt den Arm immer noch in einer Schlinge. Es heißt, sie habe sich am Tag meiner Einkerkerung einem Zauberer in den Weg gestellt, der seine Schergen befreien wollte. Dafür ist sie recht glimpflich davongekommen.

Hinter mir höre ich eine weitere Person die Stufen hinaufsteigen. Ohne mich umzublicken, weiß ich, wer es ist: Hiltruda, die Henkerin. Ihr Beruf zwingt sie, außerhalb der Stadt zu wohnen, denn hier will sie niemand haben. Doch ihr Handwerk ernährt sie gut, und ihr Sohn Hilborn geht bereits bei ihr in die Lehre, um eines Tages ihre Stelle zu übernehmen. Noch sind ihre Arme dick wie junge Bäume, und sie schwingt das Richtschwert mit genug Kraft, um jeden Hals mit einem Schlag zu durchtrennen.

Ich trete hinter den Richtblock, und so schwer es mir fällt, versuche ich doch, möglichst würdevoll zu wirken. Ich blicke Hiltruda in die Augen. Ihr Gesicht ist von einer schwarzen Maske bedeckt, auf deren Stirn eine Sonne eingestickt ist. Die grünen Augen der Hünin erwidern meinen Blick mit traurigem Ernst. Ich nicke ihr zu, als Zeichen des Respekts, den ich ihrer schweren Aufgabe entgegenbringe. Sie nickt zurück, und ich habe einen Augenblick lang das Gefühl, dass es auch ihr schwerfällt, meinem Blick standzuhalten.

Der Trommelschlag verstummt. Mit ihrer sonoren Stimme verkündet die Richterin noch einmal das Urteil. Nun also geht es zu Ende.

»Ewiger und allwissender Herre Praios«, verkündete die blinde Richterin Ugdalfa Steinschläger mit weit tragender Stimme, »segne diese Versammlung, auf dass in deinem Sinne Recht gefunden und Recht gesprochen werden kann. Möge jedem, der allhier die Unwahrheit spricht oder die Wahrheit verschweigt, die Zunge verdorren. Möge jede Lüge auf den Lügner zurückfallen, während du, o allsehender Götterfürst, uns mit der Weisheit versehen mögest, Lug und Trug zu durchschauen und die Angeklagten einer gerechten Strafe zuzuführen. Es sei!«

»Es sei«, wiederholte das Publikum, das sich rund um die Gerichtslinde versammelt hatte. Die meisten standen, nur für die besonderen Gäste waren Bänke aufgestellt worden. Richterin, Schreiberin und die sechs Schöffen saßen an einer Tafel auf dem Podest, der im Sommer als Tanzboden diente.

»Es ist Unsere heilige und anspruchsvolle Aufgabe, jene vier Angeklagten zu richten, die hier vor Uns stehen. Sollte es sich als wahr herausstellen, dass sie im Laufe der letzten Monate zahlreiche Reisende auf den Straßen dieses Landes überfallen und beraubt haben, darunter mehrere Pilger, die auf heiliger Fahrt zur Pilgerstätte der Mutter Travia waren, bis hin zu dem götterlosen Raubmord an einer Pilgergruppe vor rund vier Wochen, dann soll es Unsere heilige Pflicht sein, ihrem Tun für immer ein Ende zu setzen. So lasset uns also beginnen. Chandra al'Shatir, Ihr seid ordentliche Abgängerin der Magierakademie Al'Achami zu Fasar?«

Die Angesprochene richtete sich zu ihrer ganzen stolzen Größe auf: »Chandra al'Shatir, Adepta maior der alten und erhabenen Al-Achami-Akademie der Bruderschaft der Wissenden vom Djer Tulam zu Fasar.«

Das emsige Kratzen der Feder auf Papier zeigte, dass sich die Schreiberin bemühte, die vollständige Bezeichnung mitzuprotokollieren.

»Bruderschaft der Wissenden«, wiederholte die Richterin. »Ist es richtig, dass deren Mitglieder auch als Schwarzmagier bezeichnet werden?«

Chandra zögerte kurz. »Ja, das ist richtig. Jedoch möchte ich …«

»Was Ihr möchtet, ist unerheblich, Magistra«, unterbrach die Richterin sie. »Wir werden später noch zu Eurer Lehrstätte kommen. Sind Wir richtig informiert, dass Ihr auf Euer Recht verzichtet, der Gildengerichtsbarkeit übergeben zu werden?«

»Ja. Da ich der festen Überzeugung bin, dass vor diesem Gericht die Unschuld von mir und meinen Gefährten erwiesen werden wird, liegt es mir fern, sie hier allein zu lassen.«

Ein Raunen ging durch das Publikum.

»Und Ihr wisst, dass Eure Entscheidung endgültig ist?«

»Ich vertraue ganz auf Hesinde und Praios, dass Ihr ein kluges und gerechtes Urteil fällen werdet. Deswegen habe ich nichts zu befürchten.«

Wieder entstand Unruhe unter den Zuschauern. Wie konnte es sein, dass eine Räuberin und Mörderin so schamlos die Namen der Götter im Munde führte?

Die Richterin hingegen nickte nur zufrieden: »Dann möge Praios Uns helfen, die Wahrheit herauszufinden. Schreiberin, verlese Sie nun die Anklage.«

Die Schreiberin, eine hängebackige Frau mit ewig müdem Gesichtsausdruck, erhob sich, ergriff ein vorbereitetes Dokument und erhob die Stimme, wobei sie ihren Tonfall in dem Bemühen, möglichst laut zu sprechen, in schmerzhafte Höhe schraubte: »Chandra al'Shatir, Gorbosch Sohn des Goram, Elon der Waldläufer und Alinya die Flickschusterin sind beklagt, gemeinsam mit einer Bande von weiteren Strauchdieben seit Wochen durch die Traviamark und angrenzende Gebiete zu ziehen, um wehrlose Reisende zu überfallen und zu berauben.« Es folgte eine Aufzählung von fast einem Dutzend Namen, die als Opfer der Raubüberfälle galten. »Ferner haben sie im Voringer Forst einer Gruppe wehrloser Travia-Pilger aufgelauert, die auf dem Weg zum Rommilyser Tempel waren. Als diese die Gaben, die der Göttin gehören, nicht herausgeben wollten, haben die Räuber sie allesamt gnadenlos dahingeschlachtet und ihr Hab und Gut mit Gewalt genommen. Es gibt sieben Männer, fünf Frauen und drei Kinder zu beklagen.«

»Angeklagte, gesteht Ihr, für diese Untaten verantwortlich zu sein?«

»Nein«, antwortete Chandra ohne Zögern. »Keiner von uns ist irgendeiner dieser Taten schuldig.«

Die Richterin seufzte demonstrativ, obwohl sie innerlich sehr erfreut war. So versprach dieser Prozess wenigstens interessant zu werden. Natürlich war es ihr tiefster Wunsch, in Praios' Namen Recht zu sprechen und Gerechtigkeit zu üben, doch den eigentlichen Reiz an dieser Aufgabe war es, Menschen zu verhören, sie dazu zu bringen, sich in Widersprüche zu verwickeln und sie dabei bemerkt oder unbemerkt immer tiefer in Schuldeingeständnisse zu verstricken. »Dann rufe ich nun den ersten Zeugen. Ritter Abelmir von Distelstein, tretet vor.«

In der vordersten Reihe erhob sich ein mittelgroßer Mann in einem weißen Wappenrock, dessen Vorderseite einen goldenen Distelzweig auf blauem Grund zeigte. Dem Mann troff der ritterliche Stolz aus jeder Pore, und vermutlich hätte sich das auch nicht geändert, hätte er Lumpen oder gar keine Kleidung getragen. Er stand stolz und aufrecht, ein Fels in der Brandung. »Mein Name lautet Abelmir von Distelstein, entstammend aus altem Weidener Adel. Jahrelang habe ich in meinem Heimatland für die Orkenwehr gestritten und mit meinem Schwertarm dafür gesorgt, dass der Schwarzpelz nicht in das Reich vordringen kann. Doch als ich von den Nöten dieser Region erfuhr, die doch der heiligen Mutter Travia so am Herzen liegt, da zögerte ich nicht und zog nach Rommilys, um dem Bund zum Schutze von Heim und Herdfeuer zur Mahnung an die Blutnacht zu Rommilys mein Schwert anzubieten.«

Anerkennendes Raunen zog durchs Publikum, denn fast jeder Einheimische wusste, dass sich hinter diesem umständlichen Namen niemand anders als die Gänseritter verbargen: jene ehrbaren Ritter, die sich dem Schutz der Göttin des Herdfeuers, der Ehe und der Gastfreundschaft verschrieben hatten.

»Zu meiner großen Freude wurde ich mit offenen Armen aufgenommen. Seitdem ziehe ich im Auftrag der Herrin durchs Land und schütze die Götterfürch-

tigen vor den Frevlern, verfolge Räuber und anderes Gesindel und weise diejenigen, die gegen Gesetz und Anstand verstoßen, in die Schranken. Vor etwa zwei Wochen vernahm ich die Berichte von dem gemeinen und schändlichen Überfall auf wehrlose Pilger, der unzweifelhaft als Angriff auf die Kirche der Travia oder gar die Göttin selbst verstanden werden muss. Selbstverständlich sah ich es als meine heilige Pflicht, diesen Frevel zu ahnden.«

»Und was veranlasst Euch nun zu der Annahme, die Schuldigen gefunden zu haben?«

»Zunächst waren es nur Gerüchte, die mir zugetragen wurden, und zwar von einfachem Volk in der Region zwischen hier und Wehrheim. Es hieß, dort sei eine Räubergruppe unterwegs, und die Beschreibung war eindeutig: eine blonde Zauberin aus dem Tulamidenland, ein Zwerg, ein Elf und drei Menschen, eine Thorwalerin, ein bärtiger Söldner und eine kleinere Frau, die sich als Flickschusterin ausgab. Ich folgte ihrer Spur, doch sie verstanden sich gut zu verbergen und wählten sogar den Weg durch einen verfluchten Forst, den götterfürchtige Menschen allein wegen ihres Seelenheils lieber meiden. Schließlich war es wohl die Göttin selbst, die meinen Weg im richtigen Moment an die richtige Stelle leitete. Es ist vier Tage her, und ich machte mit meinen Leuten gerade Rast, als jener Mann, der hier an meiner Seite sitzt«, er deutete auf Sigismund Melteuer, der dies mit einem gewinnenden Lächeln quittierte, »an uns herantrat und berichtete, dass die besagten Räuber in das Haus seines Herrn eingebrochen und ihn bestohlen hätten. Er sei ihnen heimlich gefolgt und wisse, dass sie in der Nähe seien. Kaum hatte er seinen Bericht abgeschlossen, da sahen wir vier Leute auf der Straße, die unseren Rastplatz in aller Ruhe passiert hätten, hätte besagter Mann sie nicht mit Bestimmtheit als die gesuchten Räuber erkannt. Als wir unsere Waffen zogen, sahen sie ein, dass ein Kampf aussichtslos gewesen wäre. So streckten sie die Waffen und warteten mit einem Lügenmärchen auf: Sie seien unschuldig und nur im Auftrag eines Ritters unterwegs, um ihm Diebesgut zurückzubringen, das ihm jemand entwendet habe. Und nicht sie seien es, die hier angegriffen hatten, sondern man habe im Gegenteil sie überfallen. Ich jedoch ließ mich nicht täuschen, sondern befahl sie zu fesseln und brachte sie hierher, auf dass ihnen der Prozess gemacht werden kann.«

»Wohl getan, Herr von Distelstein. Doch sagt mir: Was macht Euch so sicher, dass es sich bei der Aussage der Angeklagten um eine Lügengeschichte handeln muss?«

»Die Worte eines Zeugen, Frau Richterin. Unser Helfer«, abermals deutete er auf Melteuer, »erzählte uns von jemandem, der einige Zeit mit dieser Bande verbracht hatte, bevor er herausfand, mit welch üblen Gesellen er sich da eingelassen hatte. Mit Glück und Travias Segen gelang es mir, diesen Mann zu finden.«

»Und diesen Mann habt Ihr doch sicherlich herbestellt, nicht wahr?«

»Selbstverständlich. Er ist anwesend und wartet darauf, nach vorn gerufen zu werden. Tritt vor, Melwyn Eisenschläger.«

»Melwyn?«, riefen Chandra, Gorbosch und Aryna wie aus einem Mund, und der Zwerg zischte noch ein »Du Verräter!« hinterher. Der Schütze drängelte sich

durch das Publikum nach vorn, ohne seine ehemaligen Gefährten auch nur eines Blickes zu würdigen, und nannte Name und Herkunft. Die Richterin forderte ihn auf, zu berichten, was er über die Angeklagten wisse. Melwyn, der ungewohnt gründlich rasiert und mit frisch geschnittenem Haar vor das Gericht getreten war, begann nach kurzem Zögern: »Vor etwa einer Woche trat in dem kleinen Ort Bracke Gorbosch der Zwerg an mich heran. Er sagte, er brauche jemanden, der ihn und seine Leute begleite. Es gehe darum, eine Diebin zu finden, die tags zuvor in das Gut des Ritters zu Blauenfurt eingedrungen war. Da die Bezahlung angemessen war, stimmte ich zu. Als weitere Mitreisende wurden mir die Magierin Chandra, der Halbelf Elon und die Thorwalerin Swanja vorgestellt. Eigentlich hätte ich schon am ersten Tag misstrauisch werden müssen, denn ich erlebte, wie Gorbosch und seine Leute unbescholtene Bewohner von Bracke angriffen und teilweise verletzten. Der genaue Anlass des Streits ist mir entgangen, aber selbst als die Schwester des Ritters von Blauenfurt schlichtend eingegriffen wollte, wurde einer ihrer Leute von der Magierin mit dunkler Zauberei verletzt. Es ist wohl nur der Umsicht der Gatha von Blauenfurt zu verdanken, dass es damals keine Toten gab.«

Melwyn seufzte, als fiele es ihm schwer, sich an diese Vorfälle zurückzuerinnern. Chandra, Elon und Aryna wechselten fassungslose Blicke, Gorbosch war puterrot angelaufen, starrte vor sich auf den Boden und sah aus, als wolle er jeden Augenblick platzen.

»Wir zogen mehrere Tage durch die Wildermark, ohne dass ich verstand, wie wir der Spur der Diebin folgten, aber Chandra behauptete, sie könne auf zauberische Weise spüren, wo die Verfolgte sei. Von Tag zu Tag wurden mir meine Reisegefährten unheimlicher, denn ich erlebte, wie sie das einfache Volk zum eigenen Vergnügen misshandelten. Schließlich trafen wir in Wehrheim auf die Diebin. Erst jetzt erfuhr ich, dass die Suche nach ihr nur vorgetäuscht war und der Diebstahl eigentlich von der Magierin selbst geplant gewesen war. So nahmen wir sie nicht gefangen, wie ich gedacht hatte, sondern im Gegenteil: Sie schloss sich uns an. Mir boten sie an, für eine beträchtliche Zusatzsumme an einem weiteren Phexensstück teilzunehmen, wie sie es nannten. Nun, auch wenn mir nicht ganz wohl war, stimmte ich zu. Nach dem Überfall forderten Swanja und ich unseren Sold und wollten unserer Wege ziehen, aber die Magierin verweigerte die Zahlung und sagte, wir würden jetzt verfolgt und niemand dürfe gehen. Sie führte uns in den Morkenforst, einen unheimlichen Ort, den man besser nicht betritt. Chandra aber lachte über unsere Bedenken und sagte, ihre Künste würden uns schon beschützen. Als wir an diesem Abend rasteten, gelang es mir, dem Zwerg ein bisschen mehr Brannt einzuflößen, als er vertrug, und da erzählte er mir …«

Das war nun endgültig zu viel für Gorbosch. Mit dunkelrotem Gesicht sprang er auf und brüllte: »Jetzt reicht's! Das sind zu viele Lügen, möge Praios dir das Maul …«

Bevor er weiterkam, stürzten sich zwei Gardisten auf ihn und drückten ihn zurück auf seinen Platz. Nur noch die Leute in seiner unmittelbaren Nähe hörten das gegrummelte »Niemand säuft mich unter den Tisch! Niemand!«, bevor er

verstummte. Die Richterin forderte Melwyn auf, mit seinem Bericht fortzufahren.

»Als ich den Zwerg also dazu brachte, ein wenig mehr zu plaudern, als er vorgehabt hatte, da rühmte er sich, gemeinsam mit den anderen und einigen weiteren Leuten schon manch einen Überfall auf Reisende verübt zu haben. Schließlich, schon halb betrunken, prahlte er sogar, dass sie einen Pilgerzug überfallen und im Zorn alle Pilger erschlagen hatten, weil die ihnen nicht genug Geld geben konnten. Ihr könnt Euch vorstellen, wie mir in dieser Situation zumute war. Swanja, die diesem Gespräch ebenfalls gelauscht hatte, hielt es nicht mehr aus, und sie beschloss, uns sofort zu verlassen. Doch kaum war sie weg, bemerkte die anderen ihr Fehlen. Die Magierin rief irgendein niederhöllisches Wesen herbei und befahl ihm, die Thorwalerin aufzuhalten.«

Melwyn machte an dieser Stelle eine lange Pause. Chandra blickte zu ihm hinüber, beobachtete jede seiner Bewegungen wie ein lauerndes Raubtier, das seine Beute im Auge behält. Äußerlich war ihr kaum etwas anzusehen, nur über ihrer Nasenwurzel hatte sich eine Falte gebildet, tief genug, um einen Finger darin zu verstecken, und an ihrer Schläfe pochte eine Zornesader.

»Ich habe die Thorwalerin nie wieder gesehen, aber die Kreatur kehrte wenig später zurück und präsentierte der Zauberin einen blutigen Fetzen Stoff – er stammte von Swanjas Wams.«

Er fuhr sich mit dem Daumen durch die Augenwinkel, als wolle er eine Träne zerdrücken. »Am nächsten Tag erreichten wir eine Mühle, und dort wollte Chandra ein wenig Proviant erwerben. Doch der Müller schien die Zauberin zu erkennen, denn er wollte ihr nichts geben. Ich vermute, sie fürchtete, er würde irgendjemandem erzählen, dass sie hier vorbeigekommen war, und beschloss, ihn umbringen. Doch er war zu einem Hinterausgang geflohen, und in ihrer Wut zerstörte sie die Einrichtung der Mühle und legte Feuer. In dem entstehenden Durcheinander gelang es mir jedoch, so zu tun, als würde ich von einem brennenden Balken in den Mühlbach gerissen, und ich tauchte so lange durch das trübe Wasser, bis ich außer Sicht war. Die Götter waren mit gnädig, denn meine List gelang – jedenfalls folgte mir niemand, weder Mensch noch niederhöllische Kreatur. Einen großen Teil meiner Habe musste ich zurücklassen, und auch von meinem Lohn habe ich nie etwas gesehen. Doch ich pries die Götter, mit dem bloßen Leben davongekommen zu sein, und betete, diesen Leuten nie wieder zu begegnen.«

Als er geendet hatte, machte sich Getuschel und Gemurmel im Saal breit. Mehrfach konnte man leise Rufe wie »Dämonenpack«, »Halsabschneider« und »Verbrennt sie!« hören, doch auf ein Zeichen der Richterin brachte der Gerichtsdiener sie wieder zum Schweigen. Schließlich erhob die Richterin ihre Stimme: »Melwyn Eisenschläger, das sind schwere Anschuldigungen, die du da aussprichst. Hast du irgendwelche Beweise für deine Anklagen?«

Melwyn zögerte. Er wusste, dass er mit seiner Erzählung das Volk für sich eingenommen hatte, jetzt musste er nur noch die Richterin überzeugen. »Nein, Euer Gnaden, Beweise habe ich nicht. Wie ich bereits erzählte, entkam ich nur mit

dem, was ich am Leib trug. Wie hätte ich da noch Beweise mit mir führen können?«

Er lächelte verlegen. Doch die Richterin schien ihn mit den Augen zu durchbohren, und das Lächeln gefror.

»Chandra al'Shatir, Ihr habt gehört, was Melwyn Eisenschläger uns berichtet hat. So frage ich Euch im Namen des Praios: Ist es wahr, was er gesagt hat?«

Chandra erhob sich und hatte die Hände so fest zu Fäusten geballt, dass sich die Nägel tief in den Handballen bohrten. Doch ihre Stimme war ruhig und klar: »Mit keinem Wort. Nichts als Lügen und Verleumdungen.«

Das empörte Getuschel der Zuschauer hätte kaum lauter sein können, und wieder waren Schimpfworte und allerlei Vorschläge für fürchterliche Strafen laut. Doch die Richterin ließ sich nicht beirren: »Dann steht Wort gegen Wort.«

»Verzeiht, Richterin, wenn ich noch einmal das Wort erhebe«, meldete sich nun Ritter von Distelstein.

»Sprecht, Herr Ritter.«

»Natürlich kann die Aussage eines Einzelnen nicht entscheidend sein für eine Verurteilung von solch schändlichen Verbrechern. Daher habe ich mich erlaubt, dem Wahrheitsgehalt noch ein wenig nachzuspüren.«

Distelstein rief Marwun nach vorn, einen Knecht aus Bracke, der mit leidender Miene seine Beinwunde vorführte und erzählte, die stamme von einem Pfeil, den Elon auf ihn abgeschossen habe. »Dabei wollte ich doch nur einer zu Hilfe kommen, die von diesem Gorbosch angegriffen worden war. Soviel ich weiß, ging der Sache ein Streitgespräch voraus, weil der Zwerg nicht wollte, dass ein Schwerkranker ins Dorf gelassen wird. Da wollte ich vermitteln, und plötzlich hatte ich einen Pfeil im Bein. Eine ganze Woche lang konnte ich nicht laufen, geschweige denn arbeiten! Ihr könnt Euch kaum die Mühsal und den Schmerz vorstellen, bis hierher nach Rankaliretena zu kommen. Aber für einen höheren Zweck …«

Distelstein unterbrach den Redefluss des Knechts und rief stattdessen den nächsten Zeugen auf: den Müller vom Morkenforst. Voller Entrüstung berichtete dieser, wie die Angeklagten zu ihm gekommen seien und zuerst seinen Knecht belästigt hätten. Und als er nicht bereit gewesen sei, ihnen Brot und Wurst zu geben, da sei die Magierin zornig geworden und habe irgendwelche niederhöllischen Kreaturen herbeigerufen, die angefangen hätten, seine Mühle zu zerstören: »Nur durch meine Gewitztheit ist es mir gelungen, mein blankes Leben zu retten, indem ich in den Wald gerannt bin. Doch meinen Knecht habe ich nie wiedergesehen – ich muss das Schlimmste befürchten! Ich frage Euch, hohes Gericht: Wer bezahlt mir den Schaden an meiner Mühle? Ich bin ruiniert, all meine Habe ist zerstört, und ich kann keine Handwerker bezahlen, die das Mühlenwerk wieder herrichtet!«

Die Richterin lauschte die ganze Zeit aufmerksam und hörte sich die Aussagen unbewegt an, während die Schreiberin fleißig Pergament um Pergament füllte. Im Publikum jedoch wurde die Empörung von Mal zu Mal größer, und es gab kaum noch jemanden, der an der Schuld der vier Delinquenten zweifelte.

»Herr von Distelstein«, sagte Steinschläger schließlich, »habt Ihr noch weitere Zeugen?«

»Nein, Euer Gnaden.«

»Was ist mit Ritter von Blauenfurt? Uns dünkt, auch seine Aussage könnte der Wahrheitsfindung dienen, denn schließlich soll er ja der Auftraggeber der Angeklagten gewesen sein.«

»Wohl wahr. Von Blauenfurt versprach mir, heute hier zu erscheinen, aber er ist noch nicht eingetroffen. Ich hoffe, es ist ihm unterwegs nichts passiert.«

Die Richterin zog missbilligend die Augenbrauen zusammen. »Das ist unerfreulich. Aber vielleicht wird er ja noch kommen. Seid Ihr nun fertig mit Euren Aussagen, Herr von Distelstein?«

»Das bin ich. Und wenn Ihr mich fragt, Euer Gnaden, so ist die Beweisflut erdrückend.«

»Wir fragen Euch aber nicht, Euer Wohlgeboren. Dennoch danken Wir Euch für Eure Mühen. Vielleicht haben Wir später noch ein paar Fragen an Euch.« Damit wandte sie sich wieder an die Angeklagten: »Chandra al'Shatir, Ihr habt gehört, was diese ehrenwerten Leute erzählt haben. Erneut müssen Wir Euch fragen: Leugnet Ihr diese Taten?«

Chandra erhob sich. Die Falte auf ihrer Stirn war weniger tief als zuvor. »Euer Gnaden, ich leugne nichts.«

Gemurmel und Getuschel erhob sich. »Denn leugnen kann ich nur eine Wahrheit. Doch all das, was hier erzählt wurde, ist ein Geflecht aus Lüge und Unterstellung. Ich leugne nichts, sondern ich streite all das ab. Und ich klage vor allem dich, Melwyn Eisenschläger, der Lüge im Angesicht des Praios an!«

Einige Sekunden lang herrschte fassungsloses Schweigen, dann brach Tumult aus, und der Gerichtsdiener hatte reichlich Mühe, das Volk zur Ruhe zu ermahnen.

»Gilt dies auch für die anderen Angeklagten?«, fragte die Richterin. Während Elon und Aryna verschüchtert nickten, sah Gorbosch endlich seine Stunde gekommen. Er sprang auf und polterte los: »Lüge ist gar kein Ausdruck. Melwyn, wenn ich dich jemals in die Finger bekomme, dann gnade dir Väterchen Angrosch! Ich glaubte, in dir einen Kampfgefährten gefunden zu haben. Welcher Dämon reitet dich, dass du jetzt solche Dinge über uns verbreitest, von denen niemand besser weiß als du, dass keine Silbe davon stimmt? Möge dir jede deiner gottverdammten Lügen im Halse stecken bleiben, damit du elend daran erstickst!«

»Verstehe ich das richtig, dass du ebenfalls leugnest …« Ein feines Lächeln umspielte die Züge der Richterin. »… du ebenfalls bestreitest, an diesen Taten beteiligt gewesen zu sein.«

»Natürlich bestreite ich das, Himmelorkundwolkenbruch!«, rief er, und hätte Chandra ihn nicht mit einem kurzen Blick ermahnt, er hätte noch einmal losgeschimpft. So ließ er es bei einem Brummeln, dessen Wortlaut nur er selbst verstehen konnte.

»Darf ich mich äußern, Euer Gnaden?«, meldete sich Chandra. Die Richterin nickte. »Ich bitte darum, Uns mit Eurer Version der Geschichte zu erleuchten.«

»Seid bedankt, Euer Gnaden.« Chandra holte tief Luft und sortierte kurz ihre Gedanken. »Möge mich Praios' Schlag treffen, wenn auch nur eines der folgenden Worte gelogen ist.«

Ugdalfa Steinschläger nickte anerkennend. Diese Aussage war mutig. Entweder war diese Chandra ehrlich oder aber sehr skrupellos. In Anbetracht der Tatsache, dass sie eine Schwarzmagierin war, hielt die Richterin Zweiteres für wahrscheinlicher.

»Zunächst: Ich habe diese Lande vor etwa zwei Wochen zum ersten Mal betreten. Noch nie vorher war ich in dieser Region, geschweige denn, dass ich mit irgendjemandem durch dieses Land gezogen bin, um Menschen auszurauben oder gar zu töten. Wie Herr von Blauenfurt Euch sicherlich bestätigen könnte, wenn er denn hier wäre, hat er vor gut einem Monat ein Schreiben an meinen Lehrmeister Zahid ben Tulef gesandt, der ihm aus früheren Zeiten noch einen Gefallen schuldig war. Er bat ihn darum, ihn mit der Analyse eines magischen Gegenstands zu unterstützen. Da Zahid selbst wegen seines Alters die Reise scheute, sandte er mich aus. So traf ich vor zwölf Tagen auf dem Blauenfurtschen Gut ein. Der Ritter überantwortete mir einen grünen Kristall von beeindruckender magischer Potenz, von dem er glaubte, er könne seiner schwerkranken Tochter helfen: jenen Kristall, der nun vor Euch auf dem Tisch liegt. Doch in der folgenden Nacht wurde dieser Kristall gestohlen, und so bat mich von Blauenfurt, ihn wiederzubeschaffen.

Als Fremde in diesem Land suchte ich nach Söldnern, die mich auf der Suche begleiten könnten. Durch die Vermittlung von Gorbosch nahm ich ihn, Elon, Swanja und Melwyn Eisenschläger in meine Dienste. Und ich schwöre, keinen von ihnen jemals vorher gesehen zu haben. Zu fünft folgten wir der Spur des Artefakts, wobei ich mich magischer Mittel bediente, um es aufzuspüren und der Diebin zu folgen. Doch bevor wir aufbrachen, kam es in der Tat zu einer unangenehmen Begegnung. Doch wenn es Euch recht ist, Euer Gnaden, würde ich gern selbst den Knecht Marwun befragen, was dort wirklich passiert ist.«

»Es sei«, nickte die Richterin. Sie ließ es sich nicht anmerken, aber der Verlauf der Verhandlung versprach, reizvoll zu werden. Der Knecht war sehr zögerlich vorgetreten, drehte verlegen seine Mütze in Händen und schaute dann zu der Richterin auf: »Euer Gnaden, lasst nicht zu, dass die da mich verhext!«

»Du hast nichts zu befürchten«, antwortete diese. »Praios wacht über uns, und ihr wird dergleichen nicht gelingen.«

»Marwun«, begann die Magierin. »Du weißt, was Aussatz ist?«

Der Knecht schaute ängstlich hin und her, mied aber Chandras Blick. Erst als Steinschläger ihn ermahnte, die Frage zu beantworten, sagte er kleinlaut: »Ja.«

»Und du weißt auch, was diese Krankheit mit denen macht, die von ihr befallen sind?«

»Ja.«

»Und dass sie ansteckend ist? Dass jeder, der in die Nähe von Aussätzigen kommt, selbst in die Gefahr kommt, von ihr befallen zu werden?«

»Ja, ja, ja!«

»So frage ich dich, Marwun: Wenn ein Aussätziger an deine Schwelle käme und um Aufnahme bäte, was würdest du tun?«

Der Knecht zögerte. Obwohl es nicht sonderlich warm war, standen ihm Schweißtropfen auf der Stirn. »Die Herrin Travia befiehlt, jedem …«

»Jeder hier im Raum weiß, was die Herrin befiehlt, Marwun«, fiel Chandra ihm ins Wort. »Doch ich frage dich: Wenn dort vor dir ein Mann steht, mit schwärenden Wunden im Gesicht, nur noch einem eiternden Loch, wo der Mund sein sollte, ein Mann, dem bei lebendigem Leib die Finger, ja, ein ganzer Arm abgefault ist, und er bittet dich um Einlass in dein Haus. Was tust du?«

Marwun blickte verzweifelt umher, doch niemand machte Anstalten, ihm zu Hilfe zu kommen.

»Die Herrin Travia predigt die heilige Gastfreundschaft«, fuhr Chandra gnadenlos fort. »Doch die Herrin ist fern, und der Verfaulende steht direkt vor dir, möchte deinen Stuhl, dein Bett, dein Messer und deine Suppenschale benutzen. Herr Praios schaut auf dich herab, hier und jetzt, und er prüft, ob du die Wahrheit sagst: Lässt du den Kranken ein, oder schickst du ihn weg, aus Angst, genauso zu werden wie er?«

Der arme Knecht war wie betäubt vor Angst. Alles hatte sich so einfach angehört, als ihm der blonde Söldnerhauptmann fünf blinkende Goldstücke in die Hand gedrückt hatte, um seine Aussage vor Gericht ein wenig zu schönen. Und jetzt? Jetzt war es auf einmal eine Frage seines Seelenheils! »Ich …«, setzte er an, und für einen Augenblick versagte seine Stimme. »Ich würde ihn wegschicken.«

»Ja, das würdest du, Marwun, und Praios weiß das. Nun hat der Aussätzige aber nicht an deine Tür geklopft, sondern er ist nur mit seinem Wagen durch dein Heimatdorf gefahren. Er wollte zum Kräuterhändler, um Heilmittel für seine ebenso kranke Frau kaufen, nicht wahr?«

»Ja, Herrin.« Marwun war immer Knecht gewesen, und er kannte es nicht anders, als Höhergestellten mit Unterwürfigkeit zu begegnen. Er war hier, um den Befehl des Söldnerhauptmanns zu befolgen. Aber war der Herr Praios, der Herr der Wahrheit und Fürst aller Götter, nicht der höchste aller Befehlshaber?

»Er wäre in eurem Dorf von seiner Kutsche gestiegen, hätte womöglich auf seinem Weg faulende Teile seines Körpers verloren. Und dann hätte er die Kräuter mit Münzen bezahlt – jenen Münzen, die der Händler später vielleicht in der Taverne gelassen hätte, wo du sie dann als Wechselgeld bekommen hättest. Stimmt das nicht, Marwun?«

Der Knecht nickte nur und starrte auf den Boden.

»Sprich es aus, Marwun, denn die Richterin kann dich nicht sehen.«

»Ja, es stimmt«, murmelte er.

»Es war ein Akt der Selbstverteidigung, ihn nicht nach Bracke hineinzulassen, nicht wahr? Du selbst warst noch nicht einmal der Erste, der zu Steinen gegriffen hat, um ihn mit gezielten Würfen zu verjagen. Aber als du gesehen hast, dass es die anderen machen, dann war es dir eine Pflicht, dich zu beteiligen, nicht wahr?«

Marwun nickte wieder. »Ja.«

»Doch dann waren da auf einmal Leute, die sich auf die andere Seite stellten. Die zu dem Aussätzigen, zu dem ekligen Krüppel auf den Wagen kletterten und ihn verteidigten. Die ihr eigenes Leben riskierten, um dem Mann den Zugang zum Kräuterhändler zu ermöglichen. Da griff irgendjemand zur Waffe, zum Bogen, zur Armbrust. Auch du hattest einen Bogen dabei, nicht wahr, Marwun? Und als du sahst, dass andere auf diese Eindringlinge schossen, da wolltest du ihnen nicht nachstehen. Aber wer eine Waffe in die Hand nimmt, muss damit rechnen, selbst verletzt werden. Elon war schneller und besser als du, und plötzlich hattest du einen Pfeil im Bein. War es so, Marwun? Bei Praios, hat es sich so abgespielt?«

»Aber ich wollte doch nur, dass der Krüppel wieder verschwindet«, wimmerte der Knecht. »Eigentlich wollte ich gar nicht schießen, aber diese ekelhafte Gestalt …«

Chandra nickte zufrieden. »Praios vergelt's dir, Marwun. Es ist nie zu spät, eine Lüge zu revidieren. Und weißt du auch noch, was geschah, als Gatha von Blauenfurt erschien? Du warst ja am Bein verletzt, konntest nicht weglaufen, als hast du es wohl sehen müssen, nicht wahr?«

»Ja, Herrin.« Die Stimme des Knechts war kaum noch zu vernehmen.

»Und? Hat sie für Ordnung sorgen wollen? Oder war es ihr Ziel, den Aussätzigen zu verjagen? War es nicht so, dass einer ihrer Männer schon das Schwert erhoben hatte, um die Leute auf dem Wagen des Aussätzigen anzugreifen?«

»Das stimmt, Herrin.«

»Und was geschah mit diesem Mann?«

»Ihr habt ihn aufgehalten, Herrin. Mit einem Zauber.«

»Du willst also sagen, dass der Mann aus Gathas Gefolge den Aussätzigen und uns, die ihn verteidigt haben, angreifen wollte, und dass ich ihn verletzt habe, um ihn an diesem Angriff zu hindern?«

»Ja, so war es, Herrin.«

»Ich danke dir, Marwun. Du kannst gehen.«

»Warte«, ertönte da die Stimme der Richterin. »Wir haben auch noch eine Frage an dich, Marwun.«

Der Knecht hatte schon Anstalten gemacht, sich umzudrehen, aber nun erstarrte er wie ein Kaninchen vor einer Schlange. »Ja, Herrin?«

»Nur eine kurze Frage: Wer ist auf die Idee gekommen, hier vor Gericht zu lügen? Das war doch nicht dein Einfall, oder? Hat Gatha von Blauenfurt dir befohlen, diese Geschichte zu erzählen?«

Marwun schüttelte den Kopf: »Nein, nicht Gatha. Das war der da.« Er deutete auf Melteuer. »Der ist vor drei Tagen nach Bracke gekommen. Hat mir was zu

trinken ausgegeben, und als ich ihm erzählt habe, warum ich hinke, da hat er mir gesagt, ich solle die Geschichte so erzählen, wie ich es getan habe. Sonst würde ich ja sagen, Bracke sei ein Ort, in dem Travias Worte nicht viel gelten … hat er gesagt.«

»Und er gab dir Geld.«

»Ja, Herrin.«

»Dann geben Wir dir den dringenden Rat, dieses verräterische Geld an einen Travia-Tempel zu geben.«

Nun sprang Melteuer auf: »Euer Gnaden, das ist eine Lüge! Ich weiß nicht, was für ein Spiel diese tulamidische Schwarzmagierin spielt, aber sie muss den Knecht zu dieser Aussage gezwungen haben!«

»Melteuer!«, rief Chandra in diesem Moment, als habe sie ihn bisher noch gar nicht bemerkt. »Euer Gnaden, darf ich auch ihm ein paar Fragen stellen? Nur, um zu sehen, wer hier wen zum Lügen bringt.«

»Es sei.«

»Euer Gnaden«, widersprach Melteuer, »lasst Euch nicht von den Reden dieser falschen Schlange verwirren! Sie …«

Die Richterin hob zornig die Hand. »Praios selbst ist an Unserer Seite und leitet Uns, also unterstelle du Uns nicht, Wir würden Uns von falscher Rede blenden lassen.«

»Melteuer«, begann Chandra, um ihm keine Zeit für weiteren Widerspruch zu lassen. »In wessen Diensten stehst du?«

»Ich bin keines Herren Knecht«, erwiderte der Blondschopf eingeschnappt.

»So? Dann ist es aber eigenartig, dass Ihr Ritter von Distelstein erzählt habt, Euer Herr sei von uns bestohlen worden. War es nicht so?«

Melteuer öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, schwieg dann aber.

»Und wie kommt es eigentlich, dass wir dich mehrfach unter dem Kommando eines schwarzberobten Magus namens Yargon gesehen haben?«

»Ich kenne niemanden mit diesem Namen.«

»Ach? Das ist auch eigenartig. Der Kristall, von dem du behauptest, wir hätten ihn dir gestohlen, ist ein magisches Artefakt, nicht wahr? Nur Kundige können es einsetzen. Verfügst du denn über solche Fähigkeiten? Oder war es nicht vielleicht doch ein Magier, für den du diesen Stein besorgen solltest?«

»Ich wollte ihn einem Zauberer verkaufen. Daran ist doch nichts Schändliches.«

»Nein, daran nicht – aber daran, dass dieser Kristall kurz zuvor aus dem Besitz des Ritters von Blauenfurt gestohlen worden war. Es war nicht dein Hab und Gut, das du da verkaufen wolltest. Und noch etwas: Wo, sagtest du, steht dein Haus, in das wir angeblich eingedrungen sind? In Wehrheim, nicht wahr? In jener Stadt, in der eigentlich nur noch Geister und verfluchte Seelen hausen – und diejenigen, die solch götterlose Nachbarschaft nicht scheuen.«

Das Tuscheln des Publikums war nicht weniger empört als die letzten Male, richtete sich jetzt jedoch gegen den Söldnerführer und nicht mehr gegen die Angeklagten. Melteuer begriff, dass er es im Moment nicht schaffen würde, diese

Argumente zu entkräften, und setzte sich mit verschränkten Armen auf die Bank. Distelstein, sein Sitznachbar, rückte mit gerümpfter Nase von ihm ab.

Chandra bat darum, auch den Müller noch befragen zu dürfen, doch der war nicht mehr aufzufinden. Nachdem ihn der Gerichtsdiener zweimal aufgerufen hatte, berichtete einige Zuschauer, dass er gegen Ende des Verhörs von Marwun davongeeilt sei. Die Richterin verlieh ihrem Zorn darüber, dass niemand auf die Idee gekommen war, ihn aufzuhalten, mit deutlichen Worten Ausdruck, dann ergriff Chandra wieder das Wort: »Nun ja, dann muss es wohl ohne ihn gehen. Wie gesagt erreichten wir die Mühle, nachdem wir dem Morkenforst knapp entgangen waren. Dort fanden wir einen Müller, der seinen Knecht, einen Jungen von vielleicht zehn Jahren, in Ketten geschlagen hatte wie einen Sklaven. Wir wollten den Müller deswegen zur Rede stellen, doch bevor wir dazu kamen, wurden wir plötzlich angegriffen: drei Dämonen waren es, Höllenkreaturen, zwei Heshthotim und ein Zant. Es war ein fürchterlicher Kampf, und unsere Gefährtin Swanja wurde von einem der Dämonen getötet. Ja, sicherlich ist in der Mühle vieles zu Bruch gegangen, aber das war nicht unser Werk, sondern das der Höllenkreaturen. Dieser Mann dort, der Söldnerführer Melteuer, stand Seite an Seite mit den Dämonen, und er forderte die Herausgabe des Kristalls. Ohne jeden Zweifel ist er derjenige, der für den Tod unserer Gefährtin verantwortlich ist.

Doch nun frage ich Euch, Euer Gnaden: Ein Müller, der so geldgierig ist, dass er einer notleidenden Kinderschar den eigenen Bruder abkauft und ihn behandelt wie einen Sklaven, wenn solch ein Mann Schaden erleidet, wird der nicht jede Gelegenheit ergreifen, um sich an dem Besitz anderer schadlos zu halten? Ihr habt gehört, dass Melteuer einem Knecht Geld gegeben hat, um uns anzuklagen. Wie leicht wird es ihm dann gefallen sein, einen solchen Geizhals zu einer falschen Aussage zu bewegen, in der Hoffnung auf Schadenersatz? Und schlussendlich: Hat der Müller durch sein plötzliches Verschwinden nicht eingestanden, dass er gelogen hat?

Kommen wir nun also zu dem dritten Zeugen: zu dir, Melwyn.«

Chandra wandte sich ihm zu, doch der wich ihrem bohrenden Blick aus und schaute zu Boden.

»Wie du sagtest, hat dich Gorbosch in Dienste genommen, um einen gestohlenen Gegenstand zurückzubringen. Ich glaube, es ist nicht nötig zu schildern, was bei unserem Aufbruch von Bracke geschah. Denn hier hat Marwun dankenswerterweise deine Worte schon hinreichend Lügen gestraft. Oder willst du etwa immer noch bei deiner Version bleiben, wir hätten den Kranken aus der Stadt jagen wollen?«

Melwyn stand auf und deutete anklagend auf sie: »Magistra! Diese Anrede gilt doch wohl auch für Schwarzmagierinnen, oder nicht? Sei es, wie es sei, jedenfalls scheint Ihr keine sonderlich aufmerksame Zuhörerin zu sein. Sonst wäre Euch aufgefallen, dass ich den Aussätzigen niemals erwähnt habe. Das war der Knecht, nicht ich. Ich hingegen berichtete, dass ich miterleben musste, wie Ihr und Eure Kumpanen unbescholtene Bracker Bürger verletzt habt. Und ich wüsste nicht, wo da eine Lüge sein soll. Denn ist es nicht so, dass Ihr die Menschen dort mit Pfeilen

und Zauberei verletzt habt?« Er wandte sich ans Publikum: »Und ich frage euch: Ist derjenige, der sein Heim beschützt, deswegen nicht mehr unbescholten? Ja, Travia predigt die Gastfreundschaft. Aber sie ist auch die Göttin des heimischen Herdfeuers, und was für ein schlechter Mensch wäre ich, würde ich mein Herdfeuer und all diejenigen, die daran sitzen und unter meinem Dach wohnen, nicht vor Gefahren schützen. Wer also kann es den Brackern verdenken, wenn sie eine Kreatur, die sichtlich von den Göttern für ihre Verfehlungen verflucht wurde, ein Wesen, das Tod und Verfall mit sich trägt, nicht in meinem Dorf sehen will? Doch die Schwarzmagierin aus dem Süden, die versteht offensichtlich nicht, was es bedeutet, für die Seinen zu kämpfen. Nun, sie hat wohl das Geld, um sich beste Heiler und Medici zu leisten, sollte sie erkranken. Doch die einfachen Bracker, die haben es nicht. Ihr, Chandra, Ihr bringt dafür kein Verständnis auf, stattdessen greift Ihr diejenigen mit Waffengewalt an, die doch nur ihr Heim verteidigen wollen. Das ist es, was ich gesagt habe, und jawohl, das werde ich jederzeit gern wiederholen.«

Chandra war für einen Augenblick sprachlos. Nie hätte sie Melwyn eine derart lange und wohlüberlegte Rede zugetraut.

»Nur, um das noch einmal ausdrücklich festzuhalten«, sagte sie. »Du hast also miterlebt, dass das Volk zu Bracke einen wehrlosen Krüppel aus der Stadt jagen will, und wirfst uns vor, dass wir das nicht zugelassen haben?«

Melwyn schnaubte nur höhnisch: »Verdreht meine Worte, wie Ihr wollt, Zauberin. Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte.«

»Nun gut. Meine Rede ist noch nicht vorbei: Du hast behauptet, wir seien dir immer unheimlicher geworden, je länger du mit uns gereist bist. Wenn dem so war, dann ist das eigenartig, denn es beruhte auf Gegenseitigkeit. Du erinnerst dich sicherlich an den Mann in Wehrheim, den wir als einen der Schergen erkannten, die uns in der Nacht zuvor überfallen hatten. Ich wollte wissen, warum sie das getan haben. Und du warst es, der ihn hinterrücks niederschlug und ihn so lange verprügelte, bis er alles erzählte: dass er zu Melteuers Bande gehörte, und dass dieser von einem Magier beauftragt sei, uns den Kristall zu stehlen, nicht wahr? Doch eigenartigerweise hast du dem Wehrlosen deinen Dolch durch die Kehle gezogen, bevor er sagen konnte, wo die Bande ihren Unterschlupf hatte. So war es doch, oder?«

»Nein!«, ereiferte sich Melwyn. »Gorbosch war's! Er hat den Mann kaltblütig erdolcht!«

»Und bist du auch bereit, das vor Praios zu beschwören? Denn ich beeide es vor Praios und Hesinde: Niemand anders als du warst es, der den Mann ermordet hat.«

Melwyn zögerte einen winzigen Augenblick, bevor er die Hand zum Eid erhob: »Natürlich bin ich bereit, es zu beschwören. Gorbosch der Zwerg ist der Mörder!« Ein kleiner Schweißtropfen löste sich von seiner Stirn und rann ihm über die Wange.

Das Publikum tobte. Es kam nicht oft vor, dass zwei Kontrahenten auf Praios schworen. Wenigstens einer musste damit sein Seelenheil verspielt haben.

»So steht Aussage gegen Aussage, Eid gegen Eid!«, fuhr Melwyn fort. »Doch ich frage mich, wem das ehrenwerte Gericht eher glauben wird: einem einfachen Mann, der sich nie etwas hat zu Schulden kommen lassen, oder einer Schwarzzauberin aus dem Land der Tulamiden, wo bekanntlich die Lüge ihre Heimat hat?«

»Man könnte es auch anders formulieren«, konterte Chandra. »Wem sollte man Glauben schenken? Einer Gelehrten, die ihr Leben dem Wissen und der Wahrheit verschrieben hat, oder einem Mann, der für Geld tötet, der sein Schwert und seinen Bogen immer in die Dienste desjenigen stellt, der das höchste Gebot macht? Doch eine Frage habe ich noch, denn ich habe es gerade selbst erst begriffen: Du wusstest, wo Melteuers Lager in Wehrheim zu finden ist, nicht wahr? Du kanntest ihn, und du wolltest nicht zwischen die Fronten geraten, deswegen wolltest du verhindern, dass wir sein Lager finden. Gegen alte Freunde kämpft man ungern, ist es nicht so?«

Melwyn hatte die Arme wieder verschränkt: »Glaube nicht, dass ich dir darauf antworte, du Metze. Gorbosch hat ihn getötet, nicht ich.«

Chandra nickte verstehend. »Nachdem uns also Melteuers Leute den Kristall gestohlen hatten, sind wir in sein Lager eingedrungen und haben ihn zurückgeholt. Anschließend flüchteten wir und schlugen uns in den Wald. Erinnerst du dich nicht, wie du von dem Dämonenbaum ergriffen und in die Tiefe gezerrt wurdest? Hast du vergessen, dass wir es waren, die dich unter Einsatz unseres Lebens aus der Umklammerung der Wurzeln zerrten? Meinem Pferd erging es da wesentlich schlechter, denn es wurde in die Tiefe gezogen – bis heute klingt mir sein fürchterlicher Todesschrei noch in den Ohren. Hast du all das vergessen? Muss wohl so sein, wenn du behauptest, wir seien unversehrt durch den Wald gekommen. Ein eigenartiges Verständnis von Unversehrtheit, will mir scheinen. Ach nein, du behauptest sogar, unterwegs noch Gorbosch betrunken gemacht zu haben – allein dies ist schon eine törichte Lüge. Denn dieser Zwerg hier neben mir ist im ganzen Land bekannt für seine Trinkfestigkeit, und er ist jederzeit bereit, dies in einem Wetttrinken zwischen dir und ihm zu beweisen.«

Gorbosch, der die ganze Zeit zornig brütend auf seinem Platz gesessen hatte, blickte bei diesem Stichwort auf, und seine Miene war von einem Strahlen überzogen. »Eine formidable Idee, Magistra. Wie wär es, du Lügenbock? Jetzt sofort? Bringt Gebranntes, und zwar viel davon!«

»Halte ein, Meister Gorbosch, halte ein«, meldete sich die Richterin, die die ganze Zeit schweigend gelauscht hatte. »Wir haben verstanden, dass du jederzeit zu einem solchen Wettbewerb bereit bist, doch im Moment erscheint es Uns nicht nötig, dies auch auf die Probe zu stellen. Uns dünkt, Ihr wart mit Eurer Rede noch nicht am Ende, Magistra.«

Sichtlich enttäuscht setzte sich der Zwerg wieder auf seinen Platz.

»Natürlich, Euer Gnaden. Melwyn, du behauptest, ich hätte einen Dämon beschworen, um unsere Kameradin und Freundin Swanja Grimmasdottir zu töten. Nun, so lass dir gesagt sein: Ich bin Artefaktzauberin, die Dämonologie kenne ich nur aus theoretischen Abhandlungen. Nein, ich beherrsche die nötigen Canti nicht, sprich: Ich habe in meinem Leben noch nie ein Wesen aus der Siebten

Sphäre herbeigerufen. Euch, Euer Gnaden, bitte ich um Folgendes: Lasst nach dem Müller suchen, weit kann er ja noch nicht sein. Und dann befragt ihn unter Praios' Eid, ob die Thorwalerin noch an unserer Seite war, als wir zu ihm kamen. Denn sie war es.«

Ein Pferd näherte sich der Gerichtslinde in vollem Galopp.

Kapitel 3

Dienstbeflissen lief der Gerichtsdiener dem Mann entgegen, der sich gerade aus dem Sattel gleiten ließ. Nachdem er ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte, drehte er sich um und verkündete: »Es sei gemeldet, dass Wohlgeboren von Blauenfurt soeben eingetroffen ist.« Nach einem weiteren Blick über die Schulter ergänzte er: »Und er ist verletzt.«

Ritter Dietholt von Blauenfurt ging zielstrebig an ihm vorbei und durch die Gasse, die das Publikum vor ihm öffnete. Sein Wappenrock war blutgetränkt, der linke Arm hing in einer Schlinge. Gemeinsam mit den bläulich verfärbten Tränensäcken, den unrasierten Wangen und dem ausgemergelten Gesicht wirkte er, als käme er in diesem Augenblick von einem langen Feldzug zurück.

»Tretet vor, Wohlgeboren«, sagte die Richterin. »Wir hatten Euch früher erwartet.«

Der Ritter quittierte die Ermahnung mit einem finsteren Blick. »Ein feiger Bogenschütze hat mir unterwegs aufgelauert. Er wollte wohl verhindern, dass ich hierher komme.«

»Und? Habt Ihr ihn befragt, was sein Begehr war?«

»Nein. Es war in dem Waldstück nicht weit von der Winkler Mühle, und ich habe nicht einmal gesehen, von wo der Pfeil gekommen war, der plötzlich in meiner Schulter steckte. Ich bin nicht stehen geblieben, um ein bequemes Ziel zu bieten, sondern habe meinem Pferd die Sporen gegeben. Mein erster Weg führte mich zum Medicus, denn ich hatte nicht vor, dem Gericht noch den Pfeil in meiner Schulter vorzuführen.«

»So gibt es wohl jemanden, der einen triftigen Grund hat, dass Ihr hier nicht erscheint und aussagen könnt«, merkte Chandra trocken an und blickte zu Melteuer hinüber. Blauenfurt, der die Magierin nun erst wahrnahm, ging zwei Schritte auf sie zu, und in seinen Augen blitzte etwas auf, das die Hoffnung eines Verzweifelten sein mochte – oder vielleicht blanke Gier: »Und? Habt Ihr ihn?«

Sie war für einen Augenblick zu verwirrt, um zu antworten, und diese Pause nutzte Steinschläger: »Wohlgeboren, private Angelegenheiten könnt Ihr später regeln. Ihr wurdet hergebeten, um in einer schwerwiegenden Anklage auszusagen.«

»Ja, ja, sofort«, antwortete Blauenfurt fahrig und ließ Chandra nicht aus den Augen: »Bei Rondra, wo ist der Kristall?«

»Herr von Blauenfurt.« Die Stimme der Richterin wurde sehr eindringlich und kalt. »Müssen Wir Euch daran erinnern, dass dies ein Gericht im Namen des Herren Praios ist? Wollt Ihr den Götterfürsten mit Dingen belästigen, die nicht hierher gehören?«

Blauenfurt wurde blass und sackte zusammen. Es wirkte, als habe diese Ermahnung seinen letzten Stolz gebrochen, der ihn noch aufrechthielt. »Verzeiht, Euer Gnaden«, sagte er leise.

»Gerichtsdiener, bring dem Mann Wein, er braucht eine Stärkung.« Die Schärfe war aus ihrer Stimme verschwunden. »Seid Ihr in der Lage, Rede und Antwort zu stehen, Herr von Blauenfurt?«

Der Ritter nickte. Eine Wache, die neben ihm stand, wisperte ihm etwas ins Ohr, daraufhin blickte er zur Richterin: »Ja, Euer Ehren, das bin ich.«

»Schön. Wir werden Uns bemühen, Eure Zeit nicht lange zu beanspruchen. Sind Euch die vier Personen bekannt, die dort auf der Anklagebank sitzen?«

Blauenfurt schaute kurz hinüber: »Nur eine von ihnen. Das ist Chandra al'Shatir aus Fasar.«

»Und woher kennt Ihr sie?«

Zögerlich berichtete von Blauenfurt, wie er Zahid ben Tulef um Hilfe gebeten hatte und an dessen statt Chandra bei ihm erschienen sei. Als die Sprache auf seine Tochter und die eigenartige Wirkung des Kristalls kam, füllten sich seine Augen mit Tränen, die er widerwillig wegwischte. Einsilbig beantwortete er alle Fragen, und er bestätigte Chandras Aussagen in den meisten Punkten. Doch als es um den Diebstahl ging, blickte er plötzlich zu der Magierin, und man konnte ihm förmlich ansehen, wie es in seinem Kopf arbeitete.

»Wenn ich recht überlege, habe ich allein das Schreiben, das diese Frau mir überreicht hat, als Zeichen, dass sie wirklich von Zahid ben Tulef kommt. Ich gab ihr den Kristall, vertraute ihn ihr an, und sie sagte mir, er sei sehr kraftvoll. Im Nachhinein will mir scheinen, dass sie den Kristall voller Begehren anschaute. Und dann verschwand er, und nur sie hatte die Diebin gesehen, die ihn entwendet haben soll … so sagte sie jedenfalls. Nur allzu schnell war sie bereit, die Diebin zu verfolgen, und sie wollte dafür niemanden von meinen Leuten als Hilfe, sondern sich selbst ihre Helfer suchen. Und nun muss ich hören, dass sie als Räuberin unter Anklage steht! Muss erfahren, dass ich mir eine falsche Schlange in mein Haus geholt habe, die es nur auf meinen Reichtum abgesehen hatte. O weh, du falsche Hexe! Betrogen hast du mich, meine Notlage ausgenutzt und den Kristall vermutlich längst verkauft!«

»Haltet ein, von Blauenfurt«, unterbrach Chandra seinen Redefluss. »Ich verstehe Eure Verzweiflung, doch ich habe niemals vorgehabt, Euch zu betrügen. Im Gegenteil: Mehrfach habe ich mein Leben in Gefahr gebracht, nur um Euch dieses Artefakt zurückzubringen. Es ist nicht verkauft, sondern liegt wohlbehalten auf dem Tisch der Richterin, die es als Beweisstück an sich genommen hat.«

Blauenfurt wandte sich ruckhaft zu dem Richtertisch: »Ihr habt es?«

»Und doch, Herr Ritter, habe ich noch eine Frage an Euch«, sprach Chandra weiter, doch Blauenfurt nahm sie gar nicht mehr wahr. »Warum habt Ihr mir

das nicht gesagt? Ich brauche den Kristall ... meine Tochter braucht ihn! Sie stirbt!«

»Ihr sollt ihn bekommen, Herr von Blauenfurt, er ist ja Euer. Doch vorerst benötigen wir ihn noch, denn er ist Teil dieser Verhandlung.«

»Nein! Versteht Ihr denn nicht, meine Tochter ...«

»Jetzt reißt Euch zusammen, von Blauenfurt! Seid Ihr ein Ritter oder ein weinerlicher Knabe?« So laut hatte man die Richterin bisher noch nicht gehört. »Ihr werdet den Kristall bekommen, möglicherweise noch heute. Doch vorher ...«

Ein zweites Pferd kam herangaloppiert und brachte erneut Unruhe in das Publikum, was Steinschläger mit unwilligem Stirnrunzeln quittierte. Der Gerichtsdiener war schon wieder unterwegs, und diesmal brauchte er einige Augenblicke länger, bis er verkündete: »Eine Botin für den Herrn von Blauenfurt. Sie sagt, es sei außerordentlich dringend.«

Die Richterin seufzte. »Gut, dann schickt sie her.«

»Äh, verzeiht, Euer Gnaden ... aber die Botin sagt, es sei nicht nur eilig, sondern außerdem allein für die Ohren des Herrn von Blauenfurt bestimmt.«

»Praios, hilf«, murmelte Steinschläger. »Also gut, Blauenfurt, geht halt hin. Aber beeilt Euch, Wir warten.«

Kaum hatte die Richterin ihre Erlaubnis erteilt, rannte Blauenfurt zu der jungen Frau in der Kleidung einer einfachen Magd, und wer ihm nicht schnell genug aus dem Weg trat, wurde umgerempelt.

»Er macht schwere Zeiten durch, der Herr von Blauenfurt«, erklärte einer der Schöffen großzügig, der neben der Richterin saß. Es war Dorgrim, der örtliche Stadtvogt, ein feister Zwerg in teurer Kleidung. »Ihr müsst das verstehen, Euer Gnaden. Erst seine Frau, dann sein über alles geliebter Sohn, und nun wartet Golgari schon am Bett seiner Tochter. Das ist nicht leicht, glaubt mir ...«

»Spart Euch Eure Erklärungen«, antwortete die Richterin schroff. »Und vor allen Dingen merkt Euch eines: Es steht Euch nicht zu, über einen Ritter zu urteilen, weder im Guten noch im Bösen.«

In diesem Moment riss Blauenfurt dem völlig überraschen Gardisten, der sein Pferd gehalten hatte, den Zügel aus den Händen, schwang sich in den Sattel und galoppierte davon. Es war die undankbare Aufgabe des Gerichtsdieners, der blinden Richterin zu erzählen, was vor sich ging: »Euer Gnaden«, stotterte er, »es ist ... der Herr Ritter. Er ist überraschend abgereist.«

Jetzt platzte Steinschläger endgültig der Kragen: »Ja, bin ich hier denn nur von hirnlosen Idioten umgeben? Er war noch mitten in seiner Aussage! Ihr könnt ihn doch nicht einfach gehen lassen!«

»Verzeiht, Euer Gnaden«, dem jungen Mann war es sichtlich unangenehm, »aber er ist einfach davongestürmt, nachdem er mit der Botin gesprochen hat, und hat sich nicht aufhalten lassen.«

»Dann holt mir diese Botin, in aller Alveraniare Namen!« An der Mimik der Richterin war zu sehen, dass sie jetzt gern einen verzweifelten Blick himmelwärts geschickt hätte. Wenig später schob der Gerichtsdiener ein Mädchen von höchstens fünfzehn Jahren vor sich her. Es trug die einfache Kleidung einer Stallmagd,

und die Tatsache, dass sie sich auf einmal inmitten einer Gerichtsverhandlung wiederfand, trieb ihr sichtlich den Angstschweiß auf die Stirn.

Zuerst wollte die junge Frau nichts erzählen, denn Blauenfurt hatte ihr ausdrücklich Geheimhaltung eingeschärft. Aber die Autorität der blinden Richterin brach ihren Widerstand sehr schnell, und unter Tränen berichtete sie, dass der Ritter ihr befohlen hatte, ihm zu berichten, wenn seine Schwester Gatha irgendetwas Auffälliges tue: »Der Herr von Blauenfurt ... er misstraut seiner Schwester, weil sie sich gestritten haben, wegen Geld und so was. Und wegen der kranken Eleynis ... das ist seine Tochter, müsst Ihr wissen, sein letztes Kind, und die ist sehr krank. Gatha ist vorhin auf einmal sehr zornig geworden, als der Herr nicht da war. Ich weiß nicht, warum, aber sie hatte irgendeinen Brief oder so was in der Hand. Daraufhin hat sie all ihre Leute zusammengeholt, und dann ist sie davongeritten. Aber vorher hat sie die Eleynis aus ihrem Bett gezerrt, und sie hat sie mitgenommen. Dabei ist sie doch so krank und so schwach ...«

»Aha«, sagte die Richterin. »Und das war für den Herrn von Blauenfurt so wichtig, dass er sofort hinterher musste. Daraus soll nun jemand schlau werden. Weißt du denn wenigstens, wo diese Gatha hingeritten ist?«

»Nicht genau, hohe Dame. Aber wenn ich richtig verstanden habe, dann hat einer ihrer Leute irgendwas von einer Fuchsmine gesagt, glaube ich.«

»Die Fuchsmine ist ein verlassenes Silberbergwerk nordwestlich von hier.« Der Vogt war sehr erfreut, mit seinem Wissen aushelfen zu können. »Sie liegt im Blauenfurtschen Lehensgebiet.«

Richterin Steinschläger stützte ihr Kinn in die gefalteten Hände und runzelte die Stirn.

»Verzeiht, Euer Gnaden, aber ich glaube, ich kann hier ein wenig zur Aufklärung beitragen«, meldete sich auf einmal Aryna. Die Diebin war aufgestanden und gab sich Mühe, sich nicht von den zahlreichen Augenpaaren verunsichern zu lassen, die sich nun auf sie richteten.

»Dafür wäre ich sehr dankbar«, antwortete Steinschläger, obwohl ihrem Tonfall anzumerken war, dass sie sich von der kleinen Flickschusterin keine allzu große Hilfe erhoffte.

»Nun, dafür muss ich aber etwas weiter ausholen. Ich ...«, sie zögerte, »ich hatte bis vor kurzem einen Lehrmeister. Einen phexgefälligen Lehrmeister.«

Im Publikum wurde getuschelt.

»Ja, er hat mich manches gelehrt, was der Herr Praios nicht gern sieht, das gebe ich zu. Und dennoch war es göttergefällig, denn er hat jede seiner Taten als Dienst an dem Herrn Phex betrachtet. Und vor einiger Zeit hörte er davon, dass sich hier in der Gegend eine Räuberbande rumtreibt, die gegen alle Gesetze des Herrn Phex verstößt. Also hat er beschlossen, dass wir dem auf den Grund gehen müssen – denn wer könnte einen Dieb leichter finden als ein anderer Dieb?«

Erneutes Tuscheln.

»Da wir zunächst keine Spur fanden, haben uns unerkannt Pilgergruppen angeschlossen, um auf diese Weise vielleicht den Räubern selbst zu begegnen. Eines Tages geschah es aber, dass mein Herr nicht dort ankam, wo wir uns verabredet

hatten. Ich ahnte Schlimmes und eilte ihm deswegen entgegen. Aber ich kam zu spät: Ich fand ihn nur noch tot, erstochen. Und um ihn herum lagen noch zahlreiche andere Leichen, Alte, Junge, Kranke, Wehrlose. Die Räuber waren dagewesen, und mein Lehrer hat sie gesehen. Aber was da auch geschehen war, sie haben alle getötet, hingeschlachtet wie Vieh.« Aryna musste sich räuspern, denn Trauer und Zorn hatten ihre Stimme rau werden lassen. »Ihr könnt Euch vielleicht vorstellen, wie es mir erging, als ich meinen Lehrer, meinen einzigen wirklichen Freund dort fand. Ich wollte nicht glauben, dass er tot ist, habe zu Phex und zu Boron gebetet, aber es half nicht. Dann fand ich neben ihm im Staub der Straße eine Zeichnung. Noch im Sterben hatte er mir eine Botschaft hinterlassen. Es war nur ein kleines Bild, und deswegen war es den Räubern wohl auch nicht aufgefallen, als sie ihm sein Hab und Gut nahmen.«

»Und? Was hast du auf dem Bild erkannt?«, fragte die Richterin.

»Es war ein Wappen, Euer Gnaden. Deutlich konnte ich den Wappenschild erkennen, und darin eine Wellenlinie. Fragt Eure Gelehrten, sie werden es bestätigen, denn ich habe mich sehr genau umgehört: Es gibt hier weit und breit nur ein einziges Wappen, das durch eine solche Linie geteilt wird: das der Familie Blauenfurt.«

Diese Aussage führte wieder einmal zu einigem Tumult im Publikum. Zwar hatte jeder noch vor kurzem den Wappenrock des Ritters gesehen, und dort war das gelb-blaue Wappen mit der wellenförmigen Trennung deutlich zu erkennen gewesen, doch kaum jemand wollte glauben, dass der Ritter mit den Überfällen zu tun hatte. Er war allgemein als aufrechter, götterfürchtiger Mann bekannt, hatte einen untadeligen Ruf, war sogar in der Dritten Dämonenschlacht gewesen – und ausgerechnet er sollte hinter den gemeinen Morden stecken? Wieder einmal war es der Gerichtsdiener, der für Ordnung sorgen musste, und es dauerte lange, bis »Lüge!«, »Verleumdung!« und ähnliche Rufe endlich verstummten.

Aryna ließ sich davon nicht aus der Ruhe bringen. »Mir war klar, dass das nicht als Beweis gelten würde. Vielleicht war es mein Lehrmeister, der mit einen Plan einflüsterte, vielleicht sogar der Herr Phex selbst, der mir diese List verriet. Ich beschloss jedenfalls, mir die Familie Blauenfurt näher anzuschauen, um dort irgendeinen Beweis für ihre Schurkereien zu finden. So schlich ich mich eines Nachts in ihr Rittergut, aber ich fand nichts, was mir weitergeholfen hätte: keine Beute, keine Beweise, nichts.

Nun ist es kein großes Geheimnis, dass sich die beiden Blauenfurter Geschwister nicht sonderlich grün sind. Also kam ich auf die Idee, einen Streit zwischen den beiden anzuzetteln, damit sie sich dabei irgendwie selbst verraten. So fertigte ich einen Brief an, geschrieben in Herrn von Blauenfurts Handschrift, die ich mir während meines nächtlichen Besuchs eingeprägt hatte. Dieses Schreiben wandte sich an den Travia-Tempel zu Rommilys, und in ihm ließ ich Herrn Blauenfurt behaupten, er bereue, was er getan habe, und wolle nun alles, was er jemals erbeutet habe, der Kirche der Mutter Travia spenden. Und weiterhin sei er sogar bereit, seine Taten und diejenigen seiner Schwester Gatha öffentlich zuzugeben, um seiner Reue Ausdruck zu verleihen.

Dieses Schreiben deponierte ich nun bei einem zweiten nächtlichen Besuch im Arbeitszimmer der Blauenfurts, und zwar an einer Stelle, wo Gatha ihn früher oder später finden musste, ich aber hoffen konnte, dass Dietholt von Blauenfurt ihn nicht vorher entdeckt. Wenn nun also Gatha über ein Schreiben in Zorn geraten ist, dann kann es sich eigentlich nur um meinen Brief handeln. Und was würdet Ihr tun, wenn Euer Bruder droht, all Eure Untaten öffentlich zu machen?« Aryna brauchte zwei Augenblicke, um sich klar darüber zu werden, wem sie diese Frage gestellt hatte, und sprach eilig weiter: »Oh, verzeiht, in Eurem Fall ist das natürlich Unsinn ... Also, worauf ich hinauswill: Ich glaube, dass Gatha nun losgezogen ist, um ihre Beute zu bergen, die sie irgendwo außerhalb ihres Guts versteckt hat.« Sie blickte erwartungsvoll zur Richterin hinauf. Doch es war der Stadtvogt, der ungefragt das Wort ergriff: »Die Fuchsmine ...«

»Genau«, strahlte Aryna.

Kapitel 4

Aryna stand vor dem Richtertisch und schaute verunsichert hin und her. Gorbosch sah sie finster an, denn für ihn war die ganze Sache ebenso neu wie für die anderen Zuschauer. Auf Chandras Gesicht hingegen hatte sich ein triumphierendes Lächeln gestohlen, und Elon nickte ihr anerkennend zu.

»Du behauptest also, dass du die ganze Zeit über wusstest, wer hinter dem Pilgermord steht?«

Die Diebin nickte und blickte zu Boden.

»Praios sieht alles und Praios hört alles, mein Kind«, sprach Ugdalfa Steinschläger weiter. »Und deswegen wäre die Wahrheit früher oder später auch ohne deine eigenartigen Schliche ans Licht gekommen.«

»Und doch ist dem Herrn Phex ein Vergnügen, seinem Bruder Praios zuvorzukommen«, wandte Chandra ungefragt ein, und ihr war das Vergnügen anzumerken, mit der Richterin auf dieser Ebene zu disputieren. »Es war gemeine Verschlagenheit, die uns trotz unserer Unschuld dieser fürchterlichen Verbrechen beschuldigte. Doch die phexische List, vereint mit hesindianischer Weisheit hat gesiegt, und so kann nun der wahre Übeltäter gefasst werden.«

Die Richterin lächelte. »Dies ist kaum der richtige Ort für theologische Diskussionen. Denn einerlei, ob mit Phexens oder Hesindes Hilfe: Fest steht, dass die Wahrheit immer praiosgefällig ans Licht kommt. Danket also dem Herrn dafür, dass er euch zu seinem Werkzeug gemacht hat.«

Chandra war klug genug, dieser Aussage nicht zu widersprechen.

»Und dennoch will mir eines an deiner Erzählung noch nicht einleuchten, Aryna. Was hat es mit dem Kristall auf sich? Hast du den aus dem Blauenfurter Gut gestohlen?«

Die Diebin stockte kurz. »Ja, Euer Gnaden, das habe ich. Aber es ging mir niemals um den Kristall, und hätte ich je geahnt, wie viele Schwierigkeiten ich mir damit einhandle, hätte ich ihn bestimmt nicht genommen. Als ich zum zweiten Mal in das Gut geschlichen bin, begegnete ich zufällig einer Bewohnerin. Sie hielt mich zwar in dem Moment für eine einfache Magd, aber ich war sicher, dass spätestens am nächsten Morgen klar werden würde, dass jemand in das Gut eingedrungen war. Daraufhin hätten alle das Haus abgesucht, und da wäre mit Sicherheit mein Brief aufgefallen. Also musste ich von ihm ablenken, und die einzige Möglichkeit, das zu tun, war, irgendetwas Wertvolles mitzunehmen. Das Einzige, was mir dabei auf die Schnelle in die Hände fiel, war eben jener Kristall, der so gut geschützt in einer verschlossenen Schublade verborgen war, dass er wertvoll sein musste.«

»Und warum hast du dich dann so weit von dem Blauenfurter Gut entfernt? Nach deiner List wäre es doch eigentlich sinnvoll gewesen, die Ritter zu beobachten.«

»Das hatte ich ursprünglich auch vor, aber weil jemand mein Gesicht gesehen hatte, dachte ich, dass es besser ist, erst einmal ein wenig Abstand zu bekommen. Ich wollte ein paar Tage später wiederkommen … aber dann haben mich plötzlich Leute verfolgt, und ich musste immer weiter flüchten.«

»So. Und als sie dich dann doch gefangen haben, da warst du bereit, ihnen zu helfen?«

»Was blieb mir übrig? Sie hätten mich sonst zu den Blauenfurts geschleppt, und dann wäre alles vorbei gewesen. Aber als ich Chandra erzählt habe, was ich getan hatte und warum, hat sie mir vorgeschlagen, dass wir uns gegenseitig helfen können.«

»Das ist richtig«, sagte die Magierin. »Es war ein Handel, der für beide Seiten von Vorteil war.«

Die Richterin nickte nachdenklich.

»Augenblick, Euer Gnaden«, war nun Melteuers Stimme zu hören. »Ihr wollt doch nicht einer Diebin und einer Schwarzmagierin diese hanebüchene Geschichte abkaufen?«

»Nun«, antwortete die Richterin, »diese hanebüchene Geschichte erscheinen Uns doch deutlich einleuchtender als die Erzählungen eines Söldners, die allerlei Widersprüche enthalten und bei denen alle Zeugen, die sie bestätigen sollen, plötzlich Rückzieher machen. Wachen, steckt ihn in einen Kerker, und diesen Melwyn gleich dazu. Um die werden Wir Uns später kümmern. Und Ihr, Chandra al'Shatir, Aryna Flickschusterin, Gorbosch Sohn des Growin und Elon: Wir sind von Eurer Unschuld noch nicht vollständig überzeugt. Sollte sich jedoch herausstellen, dass eure Vorwürfe gegen Dietholt und Gatha von Blauenfurt zutreffen, dann lassen Wir die Anklage gegen euch fallen.« Sie beugte sich sehr weit über ihren Tisch: »Das gilt auch für dich, Aryna, auch wenn Uns das schwer fällt. Aber sollten deine, wie du es nennst, phexgefälligen Taten dazu beigetragen haben, ein schweres Verbrechen aufzuklären, dann wollen Wir deine bisherigen Phexereien vergessen und dir die Möglichkeit geben, dich einem anständigen, praiosgefälligen Leben zuzuwenden.«

Doch jetzt sah Gorbosch die Zeit für eine Frage gekommen, die ihm auf den Nägeln brannte. »Verzeiht, wenn ich mich hier einmische. Wenn ich mich recht erinnere, wurde doch demjenigen, der die Pilgermörder fasst, eine Belohnung versprochen, oder nicht?«

Wieder dauerte es einige Augenblicke, bis die Richterin antwortete, diesmal jedoch eher, weil sie über den abrupten Themenwechsel nicht erfreut war. Sie nickte langsam: »Da hast du wohl recht, Herr Zwerg.«

Nur ein kurzer Ellbogenstüber von Chandra konnte verhindern, dass Gorbosch auf die Bezeichnung Angroscho bestand. »Nachdem wir schon so viel beigetragen haben, wäre es doch wohl nicht rechtens, wenn man uns jetzt die Möglichkeit nehmen würde, uns diese Belohnung zu verdienen, nicht wahr?«

»Diese Frage muss Herrn von Distelstein beantworten, da sein Orden diese Belohnung ausgeschrieben hat.«

Der Weidener Ritter blickte Gorbosch missmutig an. Ihm schien es gar nicht zu behagen, dass ihm der Triumph, die Mörder gefasst zu haben, mittlerweile entglitten war. »Sie steht noch aus, Frau Richterin, sie steht noch aus. Doch wie der Zwerg schon so richtig sagte«, diesmal reichte ein scharfer Blick Chandras, um Gorboschs Protest zu unterbinden, »bekommt derjenige das Geld, der die Pilgermörder fasst. Bisher sehe ich aber noch keinen Mörder, der in Ketten vor mir steht. So lobenswert es also war, die richtigen Übeltäter zu entlarven, so gibt es an dieser Stelle noch keinen Grund für eine Belohnung.«

»Na dann, worauf warten wir noch?«, ereiferte sich Gorbosch. »Der Blauenfurt hat noch nicht viel Vorsprung. Lasst uns also zeigen, dass wir das Geld verdient haben!«

***

Natürlich konnte es sich die Richterin nicht bieten lassen, dass Gorbosch die Verhandlung auflöste. Also mussten zunächst noch ein paar zeremonielle und bürokratische Hindernisse beseitigt werden, bis die Verfolgung endlich aufgenommen werden konnte. Dazu gehörte auch, dass sie noch einmal erklärte, dass der Vorwurf noch nicht endgültig aufgehoben sei, dass die Angeklagten aber die Möglichkeit erhalten sollten, ihre Unschuld zu beweisen. Ritter von Distelstein erhielt die Anweisung, ebenfalls ein Auge auf die Angeklagten zu halten, damit diese nicht »auf eigenartige Ideen« kommen sollten, wenn sich die Dinge nicht wie erwartet entwickeln sollten. Im Gegenzug erbat der Ritter noch ein wenig Verstärkung, da niemand sagen konnte, ob die Blauenfurts nicht noch eigene Leute dabeihatten. Nach kurzer Verhandlung ließ sich der Vogt Dorgrim widerwillig dazu überreden, die Hälfte seiner Stadtgardisten mitzuschicken, schlug aber das großzügige Angebot, selbst mitzukommen und seine Leute zu befehligen, mit Hinweis auf seine hiesigen Pflichten aus.

Aryna und Elon bekamen Pferde zur Verfügung gestellt, nur Gorbosch weigerte sich standhaft, sich auf ein Reittier zu setzen, und die anderen wollten nicht warten, bis er einen Karren oder Wagen aufgetrieben hatte. Zu Gorboschs Glück

lebten hier sehr viele Zwerge, die in den Minen der Umgebung nach Silber und Erzen schürften, und mit manch einem hatte er schon den Humpen gehoben und über die Schönheit der heimatlichen Zwergenstädte parliert. So dauerte es nur eine Stunde, bis Gorbosch gemeinsam mit zwei jungen und tatendurstigen Zwergen auf einem Kutschbock saß und die Fuhrmannspeitsche über zwei zotteligen Ponys knallen ließ.

Kapitel 5

Der Vorplatz vor dem alten Mineneingang zeigte nur noch Spuren der ehemaligen Nutzung. Die Reste der hölzernen Baracken, in denen die Arbeiter früher ihr Werkzeug aufbewahrt hatten, waren im Laufe der Jahre unter großen Brombeerbüschen verschwunden. Einige junge Birken und Fichten hatten sich ebenfalls schon die ehemals gerodete Fläche zurückerobert. Die verwitterten Reste von zwei Loren lagen umgekippt in der Nähe des dunklen Lochs, das in der Felswand klaffte wie ein Tor ins Nichts. Die Gräser und Brennnesseln rund um dieses Loch waren jedoch niedergetrampelt, und im Moment waren dort ein Dutzend Pferde angebunden. Zwei Männer standen lässig an einen Felsenbrocken gelehnt und schauten zu, wie eine junge Frau mehrere Stoffbündel am Sattel eines der Pferde festknotete.

»Schau dir die Kleine an«, spottete der eine. Sein Schwertarm war einschließlich der Hand bandagiert, und an seiner Lederrüstung waren Brandspuren zu sehen. »So geschickt, wie die die Knoten macht, scheint sie ja mit ihren Händen so manches tun zu können.«

Der andere, ein vierschrötiger Kerl mit gebrochener Nase und mehreren Zahnlücken, lachte. »He, Shalma!« rief er. »Ich wüsste noch was anderes, was du mit deinen schlanken Fingern tun könntest.«

Die blonde Frau zurrte einen Gurt fest und drehte sich langsam um. Sie blickte zu den beiden Männern und lächelte schief: »Ja, ich hätte da auch so eine Idee.«

In einer flüssigen Bewegung riss sie einen Wurfdolch aus einer Ärmelscheide und warf ihn. Beide Männer zogen reflexhaft die Köpfe ein, doch der Dolch bohrte sich tief in einen Baumstamm zwei Schritt neben ihnen. Die Männer überdeckten ihren Schreck mit lautem Gelächter.

»Shalma, du bist großartig«, sagte der Mann mit den Zahnlücken lachend und fasste sich demonstrativ in den Schritt. »Komm her, ich zeige dir, dass ich auch meine Qualitäten habe!«

Aber Shalma hatte sich längst wieder den Stoffballen zugewandt und befestigte die letzten Schnüre am Sattel.

»Komm, Mädchen«, ergänzte der Mann mit dem verletzten Arm. »Es dauert doch bestimmt noch, bis die anderen zurückkommen. Wir könnten uns doch so

lange noch ein bisschen die Zeit vertreiben. Und außerdem ist heute mein Tsatag – da kannst du mir doch einen kleinen Wunsch nicht abschlagen.«

Aber Shalma schüttelte nur den Kopf. Plötzlich hielt sie inne.

»Na, bist du doch endlich überzeugt?« Der Verletzte zwinkerte dem anderen zu und stieß sich von dem Felsen ab, um zu ihr hinüberzugehen.

»Halt's Maul, du Idiot«, zischte Shalma und blickte ihn so zornig an, dass er mitten in der Bewegung erstarrte. Wenige Augenblicke später hörten es alle drei, aber da war es schon zu spät: Eine große Gruppe Berittener preschte auf die Lichtung, angeführt von einem Ritter und seiner Knappin. Shalma tauchte sofort zwischen den Pferden ab, während der Mann mit der Zahnlücke zu einer Armbrust hinübersprang, die nicht weit von ihm auf den Resten einer Lore bereitlag.

»Legt die Waffen nieder, dann wird Euch Gnade widerfahren!«, ertönte die Stimme des Ritters. Doch der Mann ließ sich nicht beirren, riss die Waffe hoch und wollte gerade anlegen, als er von einem heftigen Schlag zurückgestoßen wurde. Verwundert blickte er auf den Pfeilschaft, der aus seiner Brust ragte, bevor er die Armbrust fallen ließ und nach hinten kippte. Dies war der Augenblick, in dem der zweite Mann aus seiner Erstarrung erwachte. Er sprang hinter den Felsen und von dort aus mit zwei großen Sätzen in den Höhleneingang, wo er in der Finsternis verschwand.

»Hinterher!«, brüllte der Ritter. »Bevor der Kerl die anderen warnen kann!«

Abelmir von Distelstein war sicherlich ein fähiger Ritter und erfahrener Streiter für das Gute. Er war es gewohnt, seine Lanze zu führen, wie man gemeinhin die etwa vierköpfige Gruppe nennt, die einen Ritter auf seinen Questen begleitet. Seine eigenen Leute wussten dementsprechend nach dieser einfachen Anweisung auch genau, was sie zu tun hatten. Doch die Männer und Frauen von der Stadtgarde, die ihm nur kurzfristig unterstellt worden waren, hatten ebenso wenig Erfahrung, wie seine Befehle zu interpretieren sind, wie er sich darin auskannte, präzise und allgemein verständliche Anweisungen zu geben. So mag es nicht verwundern, dass nun heilloses Durcheinander ausbrach.

Einige Reiter sprangen von ihren Pferden und rannten mit gezogener Waffe zum Höhleneingang, wobei sich ein bärtiger Hüne, der die Statur eines zu groß geratenen Zwergs hatte, durch sein markerschütterndes Kampfgebrüll besonders hervortat. Andere waren immerhin so besonnen, dass sie ihre Pferde nicht einfach nur stehen ließen, sondern wenigstens die Zügel an einem Ast festmachten oder einem ihrer Mitstreiter in die Hand drückten. Eine dritte Fraktion schließlich blieb trotz des ritterlichen Befehls vorerst im Sattel, um die Lage auf dem Vorplatz erst einmal in die Hand zu bekommen, denn schließlich hatte sich eine Gegnerin zwischen den angepflockten Pferden verschanzt, und es war keineswegs auszuschließen, dass noch andere Kämpfer zwischen den Ruinen oder im nahen Wald lauerten.

Chandra, Aryna und Elon, die sich am Ende der Reiterformation gehalten hatten, gehörten zu dieser letzten Gruppe. Die Magierin blickte irritiert dem brüllenden Gardisten hinterher, dessen Gezeter nach wenigen Schritt in der Dunkelheit der Mine abrupt in einen Schmerzensschrei überging, gefolgt von lautem

Poltern und einem derben Fluch, dessen Einzelheiten wir an dieser Stelle lieber verschweigen wollen, der aber mit dem Ruf endete: »Licht! Ich brauche Licht! Hier ist's so finster wie in einem Drachenarsch!«

»Wer hätte das gedacht«, sagte Chandra gerade so laut, dass nur ihre beiden Reisegefährten es hören konnten, und schwang sich aus dem Sattel. Sie schlug das Ende ihres Zauberstabs auf den Boden, sodass er sich in eine hell brennende Fackel verwandelte. »Kommt ihr?«

Aryna sprang ebenfalls vom Pferd, aber Elon schüttelte mit einem Blick auf den finsteren Schachteingang den Kopf: »Vernünftige Leute sollten sich nicht unter die Erde begeben, wo nichts wächst und gedeiht und weder Sonnen- noch Sternenlicht jemals hinkommen. Ich glaube, ich passe lieber auf die Pferde auf und halte euch den Rücken frei.«

Aryna setzte an, etwas zu erwidern, aber dann sah sie die Abscheu, mit der er das dunkle Loch in der Felswand betrachtete, und verbiss sich den Kommentar. Stattdessen hielt sie ihm die Zügel ihres Pferdes hin: »Eine gute Idee.«

Als er den Lederriemen ergriff, berührten sich die Hände der beiden länger, als eigentlich notwendig gewesen wäre. »Pass auf dich auf«, sagte er leise.

Aryna, die von einem Augenblick zum nächsten heiße Wangen bekommen hatte, nickte: »Und du auf dich.«

»Natürlich. Ich will ja, dass ... dass du mir nachher erzählst, wie du den fiesen Blauenfurter zur Strecke gebracht hast.«

Der Zauber des Augenblicks zerfloss in einem kurzen gemeinsamen Lachen, doch dann ertönten plötzlich Schreie und Alarmrufe. Shalma war unter den angebundenen Pferden hindurchgeglitten und hatte es nun mit drei beherzten Sätzen in den nahen Waldrand geschafft, wobei sie einen verblüfften Gardisten glatt über den Haufen gerannt hatte.

»Gilia, schnapp sie dir!«, rief von Distelstein zu seiner Fährtenleserin. Die nickte und rannte leichtfüßig los, den Bogen in der Hand.

»Das schafft sie niemals allein!«, sagte Elon, sprang aus dem Sattel und kam neben Aryna zu stehen. Er zog sie mit einer flinken Bewegung an sich, hauchte ihr einen Kuss auf die Wange, ergriff seinen Bogen und rannte Gilia hinterher, ohne sich noch einmal umzuschauen.

***

»Wenn doch nur Gorbosch hier wäre«, murmelte Aryna verdrießlich. Die Suche gestaltete sich langwieriger, als es irgendjemand zu Beginn gedacht hatte. Bevor die Bergleute diese Mine aufgegeben hatten, hatten sie ein wirres Labyrinth aus Gängen und Schächten in den Berg gegraben, und in dem irrte die Gruppe um Ritter Distelstein nun schon enervierend lange herum.

»Wer hätte gedacht, dass ich den alten Sturkopf mal vermissen würde?«, sprach sie weiter, als Chandra sie mit fragend hochgezogener Augenbraue anblickte. »Der wäre der richtige Fachmann für den Kram hier.« Sie deutete auf die Wände des Schachts, dessen Decke in regelmäßigen Abständen durch alte Holzbohlen

abgestützt wurde. »Von denen da vorne hat doch noch nie jemand ein Bergwerk von innen gesehen. Und jetzt irren wir hier herum, während der Blauenfurt vermutlich längst durch irgendeinen anderen Ausgang davongekommen ist.«

»Umdrehen!«, kam in diesem Moment die Anweisung von vorn. »Hier geht's nicht weiter, der Schacht ist eingestürzt.«

Aryna seufzte. Chandra drehte sich um und zuckte mit den Schultern. »Aber er ist nun mal nicht hier. Hätte er sich auf ein Pferd gesetzt, dann wäre das etwas anderes. So sind Zwerge eben.«

»Ich bin aber gar nicht so sicher, ob er wirklich eine Hilfe wäre. Er ist kein Bergmann, er ist Söldner. Und er hat nie erzählt, ob er in einer dieser legendären unterirdischen Städte aufgewachsen ist. Vielleicht haben seine Eltern ja auch unter Menschen gelebt, und er war selbst auch noch nie in einem Bergwerk.«

»Du meinst wie Swanja, die nie in Thorwal gewesen ist?«, fragte Aryna.

»Ja«, antwortete Chandra. Die Erinnerung an die grobschlächtige und doch warmherzige Hünin war schmerzlich. »Und die auch nie nach Thorwal kommen wird.«

Beide versanken in grüblerischem Schweigen, während sie dem niedrigen Stollen folgten.

Plötzlich blieb Aryna wie angewurzelt stehen und hob die Hand. Es dauerte einen Augenblick, bis sich dieses Warnzeichen bis zum Ende des Zugs fortgepflanzt hatte und Stille eintrat. Dann war es zu hören: sehr leise und weit entfernt, aber irgendwo unterhielten sich Menschen. Aryna trat an die Wand des Schachts heran und spähte nach oben. Chandra folgte ihr und hielt die Fackel in die Höhe.

»Ein Schacht«, flüsterte die Diebin. »Vermutlich ein Lüftungsschacht.«

Distelstein war neben sie getreten und blickte ebenfalls nach oben. »Da oben sind sie also. Offenbar sind sie doch noch nicht weg. Aber bei allen Göttern, wie sollen wir da nur hinkommen?«

Chandra und Aryna blickten sich kurz an.

»Na ja, ich bin schon durch schmalere Öffnungen gekrochen«, sagte die Diebin, und als der Ritter sie daraufhin mit erhobener Augenbraue anschaute, ergänzte sie eilig: »Als Kind.«

Bevor Distelstein weiter darauf eingehen konnte, ging Chandra dazwischen: »Es wäre vielleicht gar nicht schlecht, wenn Aryna hinaufklettert und die Schergen beobachtet. Vielleicht sieht sie da oben ja etwas, das uns weiterhilft.«

Es war Distelstein anzusehen, dass er nicht sonderlich glücklich damit war, hier ruhig abzuwarten, bis Aryna wieder heruntergeklettert kam. Aber schließlich seufzte er, blickte noch einmal in den schmalen Schacht, der anscheinend senkrecht nach oben führte, und nickte dann: »Gut, dann versuch dein Glück. Aber keine Heldentaten, verstanden? Einfach nur ausspähen.«

Die Diebin grinste schief: »Für Heldentaten bin ich nicht zuständig.«

Mit wenigen Handgriffen entledigte sie sich des Gepäcks, das sie beim Klettern behindert hätte. Beim Dolch überlegte sie kurz, ließ ihn aber dann doch in der Gürtelscheide stecken.

»Ich beeile mich«, sagte sie, und Chandra nickte ihr aufmunternd zu.

Kapitel 6

Als Elon und Gilia aus dem Wald traten, war es bereits dunkel geworden. Gilia war auf dem Rückweg sehr wortkarg gewesen, es war ihr deutlich anzumerken, wie sehr es an ihr zehrte, dass die Messerwerferin entkommen war. Sie gingen gemächlich bis zu der Stelle, wo die Pferde standen. Die beiden Männer, die dort Wache hielten, bemerkten sie erst sehr spät und griffen offensichtlich erschrocken zu ihren Schwertern. Doch Gilia winkte ab: »Wir sind's nur. Die verdammte Schlampe hat uns abgehängt.«

Doch Elon erstarrte, als er die Gesichter der beiden sah. Das waren keine Leute von der Stadtwache. Er hatte sie schon einmal gesehen: Sie gehörten zu Yargons Männer. Ob sie ihn wohl auch erkannt hatten? Ja, offensichtlich, denn sie grinsten so breit, wie es nur Schurken tun können, die sich in der besseren Position wissen. Gemächlich zogen sie ihre Schwerter. Mittlerweile war auch Gilia stehen geblieben und blickte verwirrt zwischen Elon und den beiden Männern hin und her. Dann schlich sich Erkenntnis in ihre Augen: »Ihr gehört nicht zu uns. Bei Firun, wer seid ihr?«

»Schau an, schau an«, ertönte plötzlich eine Stimme hinter ihnen.

Elon fuhr herum und blickte in Melwyns Gesicht. Der Schütze stand neben einem großen Brombeergebüsch und hatte einen Pfeil locker auf der Sehne seines Bogens liegen. »Wen haben wir denn hier? Kommt das Spitzohr doch in seiner ganzen Ahnungslosigkeit mitten in unser Lager marschiert.«

»Melwyn!«, zischte Elon.

»Deine Beobachtungsgabe ist mal wieder unübertroffen«, spottete der.

»Ich dachte, du hockst hinter Schloss und Riegel«, mischte sich Gilia ein.

»Überlass das Denken denen, die dafür bezahlt werden, Schätzchen. Wer in den Diensten des richtigen Herrn steht, braucht nicht zu fürchten, wegen ein paar nichtiger Vorwürfe im Kerker zu bleiben.«

»Nichtige Vorwürfe?« Elon versuchte sich an einem spöttischen Lachen, aber es geriet ihm mehr zu einem heiseren Keuchen. »Verräter! Du hast die ganze Zeit gegen uns gearbeitet. Hast uns ans Messer geliefert.«

»Nun übertreib mal nicht, Kleiner: Es war nicht die ganze Zeit. Am Anfang fand ich euch ja noch ganz niedlich: die arrogante Zauberin, die die Welt nur aus Büchern kennt, der Zwerg, der von seinem Altersruhesitz träumt, und dann noch ihr zwei Turteltäubchen. Ihr gebt schon ein allzu lustiges Pärchen ab: die graue Maus, die so viel Dreck am Stecken hat, dass von hier bis Gareth Dutzende Galgen auf sie warten, und der Halbelf, der nicht weiß, ob er Fisch oder Fleisch ist.«

Elons Gesicht war tiefrot angelaufen. Vermutlich hätte er sich auf Melwyn gestürzt, wenn Gilia ihm nicht die Hand auf die Schulter gelegt hätte. Es war nicht schwer zu erkennen, dass Melwyn nur darauf wartete. Zwar hielt er den Bogen immer noch locker nach unten, aber es war völlig klar, dass er den Pfeil innerhalb eines Lidschlags auf seine tödliche Reise schicken konnte. Und bevor Elon selbst

einen Pfeil auf die Bogensehne gebracht hätte, wäre er vermutlich längst tot gewesen.

»Und überhaupt, wer redet denn hier von Verrat? Wer war es denn, der seine Gefährten die ganze Zeit hinters Licht geführt hat und es eigentlich nur auf diesen Kristall abgesehen hatte? Spuck also nicht so große Töne!«

Diese Bemerkung sollte Elons Zorn weiter anfachen, doch sein eigener Verrat hatte Elons Gewissen in den letzten Tagen ständig beschäftigt. Er hatte sein Verhalten von allen Seiten betrachtet und sogar mit Aryna darüber gesprochen … und sie hatte ihn verstanden und ihm verziehen. So kam es zum gegenteiligen Effekt: Elon wurde auf einmal sehr ruhig.

»Wer spuckt Töne?«, erwiderte er. »Du hast uns ans Messer geliefert. Du bist schuld an Swanjas Tod.«

Damit hatte er Melwyns Schwachstelle getroffen, denn der verlor die Fassung: »Halt's Maul, du Elfenbastard!« Schon im nächsten Moment fand er seine Selbstbeherrschung wieder. »Wo gehobelt wird, fallen Späne.«

Die beiden anderen Männer waren inzwischen langsam an Elon und Gilia herangetreten. Während der eine noch immer das gezogene Schwert in der Hand hielt, hatte der zweite stabile Lederschnüre aus seiner Tasche gezogen. Gilia, die das Gespräch sehr aufmerksam verfolgt hatte, ohne sich ein weiteres Mal einzumischen, schien sich in ihr Schicksal zu fügen. Sie hielt dem Mann mit den Schnüren ihre Hände entgegen, damit er sie bequem fesseln konnte. Als er jedoch die erste Fessel anlegen wollte, trat sie ganz plötzlich einen Schritt vor und zog ihr Knie kräftig nach oben. Noch während er einknickte, beugte sie sich nach vorn und zog sein Schwert aus der Scheide. Elon war von dieser Aktion ebenso überrascht wie Melwyn und seine beiden Kameraden, sodass er die entscheidende Sekunde zu lange zögerte. Denn während Gilia dem Zusammengekrümmten das Schwert in den Hals trieb, riss Melwyn den Bogen hoch und schoss. Der Pfeil bohrte sich in Gilias Schulter, sodass sie das Schwert mit einem Schmerzensschrei losließ und selbst in die Knie ging.

»Dämonenliebchen«, brüllte der zweite Bewaffnete und durchbohrte sie mit seinem Schwert.

Diesen Augenblick nutzte Elon und sprang in Deckung hinter ein Gebüsch und von dort aus hinter die Reste eines längst eingestürzten Gebäudes. Hinter sich hörte er Melwyn fluchen: »Hurenkinder, allesamt! Ich dreh ihm den Hals um, und zwar besonders langsam! Du bleibst hier, um das Spitzohr kümmere ich mich persönlich.«

Elon wusste, dass er keine Zeit hatte, um Gilia zu trauern. Bis zum schützenden Waldrand musste er eine mehrere Schritt breite Fläche überqueren, die von hüfthohen Brennnesseln überwuchert war. Er nahm all seine Kräfte zusammen und rannte los, wobei er nach Hasenart mehrere Haken schlug. Dies rettete ihn, denn er spürte, wie ein Pfeil den Ärmel seiner Jacke aufschlitzte, ohne ihn jedoch zu verletzen. Dann hatte er den Wald erreicht, dessen Unterholz ihn vorerst vor weiterem Beschuss rettete. In großen Sätzen rannte er weiter, bestrebt, erst einmal aus der unmittelbaren Gefahrenzone zu entkommen. Nach mehreren hundert

Schritt fand er einige große Steine, hinter denen er sich verbergen konnte. Schwer atmend lauschte er, während er gleichzeitig endlich dazu kam, einen Pfeil auf die Sehne zu legen. Es war kaum zu überhören, dass Melwyn ihn verfolgte. Der Mensch brach so rücksichtslos durch das Unterholz, wie es einem Elfen nie eingefallen wäre. Elon spannte den Bogen und zielte dorthin, wo Melwyn jeden Augenblick auftauchen musste. Als er sein Ziel sah, ließ er die Sehne los. Doch der Söldner hatte nicht umsonst lange Jahre auf unterschiedlichen Schlachtfeldern überlebt. Als ahne er die Gefahr, zuckte er im letzten Moment zurück. Der Pfeil bohrte sich um Haaresbreite vor ihm in den Stamm einer alten Eiche. Sofort suchte Melwyn Deckung.

»Guter Schuss«, rief er spöttisch.

»Nur ein Vorgeschmack«, antwortete Elon, ohne zu ahnen, dass er damit genau das tat, was Melwyn erhofft hatte: seinen genauen Standort zu verraten.

»Nun gut, Spitzohr, wir sind unter uns«, begann Melwyn aus seiner Deckung heraus.

»Warum, Melwyn? Warum hast du uns verraten?«

»Aus dem gleichen Grund wie du, Elon: das liebe Geld. Wenn ein neuer Dienstherr besser bezahlt, dann wechsle ich schon mal die Seiten. Man muss doch sehen, wo man bleibt.«

Elon runzelte die Stirn. »Geld? Glaubst du wirklich, ich hätte den Kristall aus Geldgier gestohlen?«

»Etwa nicht?«

»Ihr Menschen seid so einfältig. Meint ihr denn, man könne mit blinkenden Münzen alles kaufen?«

»Ach Elon ...« Melwyns Stimme klang jetzt fast freundschaftlich. »Es mag ja sein, dass das dort, wo du herkommst, anders ist. Aber hier, im echten Leben, da gilt immer nur das Recht des Stärkeren. Geld ist Macht, Geld ist Überleben, ohne Geld ist gar nichts.«

»In was für einer armen Welt ihr doch lebt.« Elon spähte sehr vorsichtig über die Felsen, aber von Melwyn war nicht viel mehr als ein Ärmel und ein Teil seines Baretts zu sehen – zu wenig für einen wirkungsvollen Schuss.

»Eigentlich hatte ich gar nicht vor, euch zu verkaufen. Doch dann bin ich im Morkenforst auf Melteuer gestoßen, als mich der Bach weggespült hatte.«

»Du kanntest ihn also schon.«

»Ja. Ich habe schon ein paarmal für ihn gearbeitet, und er hatte mich erkannt. Sein Lohn war überzeugend. Deswegen habe ich ihn zu der Mühle geführt, und später zu dem Lagerplatz.«

»Aber dir war klar, dass du uns damit ans Messer lieferst, oder?«

»Wenn du mich so fragst: eigentlich nicht. Es war immer nur die Rede davon, dass Melteuers Herr den Kristall haben will.«

»Das war dieser Yargon.«

»Genau. Von dem hatte ich noch nie gehört. Und ganz ehrlich: Wenn ich gewusst hätte, dass er sich mit Dämonen abgibt, dann hätte ich mir das sehr viel genauer überlegt.«

Elon zögerte. Melwyns Stimme klang ehrlich. War der Söldner vielleicht doch nicht ganz so abgebrüht und gnadenlos?

»Aber Yargons Leute haben dich ebenso gefesselt wie uns, als sie uns gefangen genommen hatten.«

»Eine klassische Finte. Für den Fall, dass Yargon jemanden braucht, dem ihr vertraut.«

In diesem Augenblick spürte Elon einen heftigen Schlag gegen seinen Bogen, der ihm die Waffe aus der Hand riss. Sich hinter einem Felsen zu verbergen, sodass man selbst möglichst wenig Angriffsfläche bietet, ist nicht allzu schwer. Doch auch so sperrige Gegenstände wie Bögen sollten besser in Deckung bleiben. Diesen Fehler hatte Melwyn ausgenutzt, und er hatte einen Pfeil mit einer speziellen, halbmondförmigen Spitze, die als Seilschneider bekannt war, auf Elons Bogensehne abgeschossen. Der Sehne beraubt, entspannte sich das Holz mit einem heftigen Schlag, der Elon den Bogen aus der Hand riss.

»Weißt du«, sprach Melwyn weiter, als sei nichts geschehen, »ich musste schon allerlei unterschiedlichen Herren dienen. Und diejenigen, die sich mit Dämonen oder Untoten einlassen, sind die skrupellosesten. Liegt wohl in der Natur der Sache. Aber sie zahlen gut.«

Elon blickte verzweifelt auf seinen Bogen. Natürlich hatte er eine Ersatzsehne in der Tasche, aber bis er die aufgespannt haben würde, konnte Melwyn ihn zweimal erschießen – unter der Voraussetzung, dass das Holz des Bogens durch den Schlag nicht beschädigt und damit unbrauchbar geworden war.

»Du als Spitzohr kennst das vermutlich nicht: seit Tagen nichts Richtiges mehr gegessen, kein Geld für eine warme Unterkunft, die Kleidung dreckig und nass. Ein Mensch muss sehen, wo er bleibt, gerade in solch unruhigen Zeiten.«

Am Klang der Stimme konnte Elon erkennen, dass Melwyn aufgestanden war und sich langsam näherte. Aber was tun? Sollte es so zu Ende gehen? Ohne Aryna? Schlagartig wurde ihm klar, wie viel die Diebin ihm inzwischen bedeutete. Nirgends fühlte er sich so geborgen, so erwünscht wie bei ihr. Nein, das durfte nicht das Ende sein! Nicht weit von dem Stein, hinter dem er hockte, begann ein großes Feld aus Farn. Wenn er es bis dorthin schaffte, würde Melwyn nicht ohne weiteres auf ihn schießen können – und vielleicht fand er dort ja einen weiteren Ausweg.

»Und manchmal muss man eben auch in den sauren Apfel beißen und zu einem Dienstherrn gehen, dessen Methoden einem nicht liegen. Aber so ist das Leben. Als ich im Morkenforst vom Wasser abgetrieben wurde, hat mich Melteuer rausgezogen. Ich kenne ihn von früher, habe schon ein paarmal für ihn gearbeitet. Und das Angebot, das er mir da gemacht hat, konnte ich nicht ablehnen.«

Elon wurde abwechselnd heiß und kalt. »Da hast du uns verraten? Im Morkenforst? Deswegen hat er uns in der Mühle gefunden!«

»Sie hatten sich getrennt und wären wohl auch auf eure Finte mit den zurückgelassenen Gegenständen reingefallen.«

»Swanja ...«, keuchte Elon.

»Tja, um die tut es mir echt leid. Ich wusste nicht, was uns Yargon auf den Hals hetzen würde – sonst hätte ich vermutlich nicht mitgespielt.«

Elon sprang auf und rannte los. Er hatte das Farnfeld gerade erreicht, als ihn ein heftiger Schlag an der Schulter traf und stolpern ließ, sodass er mit dem letzten Schwung zwischen die schritthohen grünen Halme fiel. Eine Schmerzwolke zerriss die Welt um ihn herum, und als er sich aufrappeln wollte, merkte er, dass er keine Kontrolle über seinen rechten Arm hatte. Er rollte sich auf die Seite. Aus seiner Schulter, knapp unterhalb des Schlüsselbeins, ragte eine blutige Pfeilspitze. Er war nicht schnell genug gewesen.

»Mal gewinnt man, mal verliert man«, sprach Melwyn weiter. »Mal hat man einen Herrn, der gut mit einem umgeht, mal erwischt man ein echtes Arschloch. Und bei manchen weiß man sehr genau, dass man sich nichts zuschulden kommen lassen darf, will man nicht bestraft werden.«

Das Gesicht des Söldners erschien in Elons Blickfeld. Seine Miene war unbewegt. »Weißt du, Elon, es ist nichts Persönliches. Ich habe nichts gegen dich, auch wenn du manchmal ganz schön anstrengend sein kannst. Und die Geschichte mit der kleinen Diebin ... Wie gesagt: Manchmal gewinnt man, manchmal verliert man. Da bin ich überhaupt nicht nachtragend. Aber mein Herr ist im Augenblick Yargon. Der hat mich aus dem Kerker geholt, und er hat mir klare Anweisungen gegeben: Ich soll niemanden entkommen lassen.« Er seufzte. Elon blickte hoch zu ihm, unfähig, irgendetwas zu machen. Melwyn hatte seinen Bogen weggelegt und stattdessen sein Schwert gezogen, an dessen Knauf der Fuchsschwanz baumelte. »Also, kleiner Elf. Nimm es mir nicht übel. Du stehst einfach auf der falschen Seite.« Er ergriff das Schwert mit beiden Händen und erhob es zum erlösenden Schlag.

***

Der Vorteil am Kaminklettern ist, dass man sich selbst an Stellen, an denen man keine Griffmöglichkeit findet, mit etwas Geschick an den Wänden nach oben drücken kann. Der Nachteil ist allerdings, dass es mitunter sehr eng ist. Aryna kletterte sehr vorsichtig, um möglichst wenige Geräusche zu erzeugen. Dass sie in völliger Dunkelheit klettern musste, machte es nicht einfacher, und sie dankte still ihrem Lehrmeister für die Lektionen, bei denen er ihr die Augen verbunden hatte, um sie auf solche Situationen vorzubereiten.

Inzwischen konnte sie zwei Stimmen unterscheiden. Die männliche Stimme gehörte eindeutig Ritter von Blauenfurt, die weibliche kannte sie nicht, aber die beiden stritten unüberhörbar.

»Nein, das ist nicht wahr!«, ereiferte sich der Blauenfurter gerade. »Warum sollte ich das tun?«

»Was weiß ich, was in deinem von kindischem Glauben an Ritterehre geprägten Kopf vor sich geht! Du warst schon immer ein Träumer, der seine Ideale höher geschätzt hat als das echte Leben.«

»Gatha, du weißt nicht, was du da sagst. Meine Familie hat mir schon immer am meisten bedeutet.«

Ein freudloses Lachen ertönte. »Du und deine Familie, dass ich nicht lache. Die einzige Familie, die dir wichtig war, waren dein Weib und deine Bälger.«

»Hüte deine Zunge.« Blauenfurts Stimme wurde beunruhigend leise. »Ich habe dich immer gedeckt, obwohl ich von deinen Taten wusste. Wärst du nicht meine Schwester, hätte ich deine Räubereien niemals zugelassen.«

»Um dann, als du schließlich Geld brauchst, selbst mitzugehen. Dietholt, mach dich nicht lächerlich! Sieh es ein, du bist keinen Deut besser als ich.«

»O nein, Gatha, so nicht. Du kennst unsere Abmachung: keine Wehrlosen verletzen, kein Pilgergut an uns nehmen. Und du hast sie einfach dahingemetzelt!«

»Du warst dabei, und du weißt, dass es nicht anders ging. Der Kerl hat mich angegriffen.«

»Ein einfacher Bauer mit seinem Stecken. Du hättest ihm nicht den Schädel einschlagen müssen.«

»... und dann war da noch dieser kleine Kerl mit der blauen Jacke ...«

»... der dem ersten nur zu Hilfe kommen wollte. Nein, Gatha, auch den hättest du nicht töten müssen!«

Aryna erstarrte, und eine eiskalte Faust legte sich um ihr Herz. Ein kleiner Mann in einer blauen Jacke: Gatha hatte Ragin erschlagen.

»Und ob! Hättest du nicht versucht, dich dazwischenzustellen, wäre der doch überhaupt nicht auf die Idee gekommen, sich zu rühren!«

»Bei Rondras Zorn, Gatha!« Blauenfurts Stimme überschlug sich fast. »Du hast dir eine Freude draus gemacht, sie dahinzuschlachten! Gib es doch zu, dass du Spaß daran hattest!«

»Und wenn, du Versager!« Auch Gatha schrie inzwischen. »Wer von uns beiden hat denn das ganze Geld an irgendwelche Quacksalber verschleudert! Wer hat uns denn in den Ruin getrieben?«

Aryna hörte das laute Klatschen einer Ohrfeige. Gerade war sie weit genug gekommen, um vorsichtig über die Kante des Schachts zu blicken. Sie sah einen größeren Raum, in dem die Reste einer alten Lore verrotteten. Mehrere Fackeln an den Wänden tauchten alles in ein unruhiges Licht. Der Lüftungsschacht, in dem sie steckte, lag zum Glück so weit im Schatten, dass die Wahrscheinlichkeit, entdeckt zu werden, gering war. Aber sie konnte die Geschwister Blauenfurt recht gut erkennen, denn sie standen etwa in der Mitte des Raums. Gatha sah aus, als wolle sie ihren Bruder jeden Augenblick an die Kehle springen, und auch er hatte sich kampfbereit hingestellt. Doch Gatha entspannte sich und blickte Dietholt voller Hohn an. »Du siehst in mir immer noch die kleine Schwester. Ich glaube, es ist Zeit, dass du herausfindest, dass das nicht mehr so ist.« Sie gab ein Handzeichen, und von irgendwo trat eine von Gathas Söldnerinnen heran, eine breitschultrige Frau mit kahlrasiertem Kopf. Sie trug auf ihrem Arm ein großes Bündel, das Aryna erst auf den zweiten Blick als einen in eine Decke gehüllten Mensch erkannte.

»Eleynis«, flüsterte der Ritter wie erstarrt.

»Als ich deinen Brief gefunden habe, war mir endgültig klar, dass ich mich nicht auf dich verlassen kann. Also habe ich mich rückversichert, damit du nicht auf die Idee kommst, irgendwelche Dummheiten zu machen.«

»Was hast du mir ihr gemacht?« Dietholt von Blauenfurts Stimme war kaum noch zu hören.

»Ich würde doch meiner lieben Nichte nichts antun«, antwortete seine Schwester trocken. »Andererseits ... du musst verstehen, sie war sehr schwach, und der Transport hierher war vielleicht ein bisschen viel für den kleinen Körper.«

»Eleynis!«, schrie er diesmal, und aus seiner Stimme sprach pure Angst – die Angst, auch sein letztes Kind noch zu verlieren. Er lief auf die Söldnerin zu, die ihm seine Tochter lieblos in die Arme drückte.

»Ich brauch sie jetzt nicht mehr«, sagte Gatha. »Du kannst sie haben, denn ich werde mein Glück anderswo suchen. Und Phex sei Dank hatte ich hier ein paar Rücklagen, von denen du nichts wusstest.«

Dietholt drückte seine Tochter fest an sich und sank in die Knie. Tränen liefen ihm über die Wangen.

»Sonst hättest du meine mühsam erbeuteten Reichtümer auch noch für dein Balg verschleudert. Und nun, Herr Ritter von Blauenfurt: Lebt wohl! Mögen wir uns nie wiedersehen!«

Gatha gab der Söldnerin ein Zeichen, hob eine kleine eisenbeschlagene Schatulle vom Boden auf und ging ohne weiteres Wort davon.

Aryna lauschte einen Augenblick lang den sich entfernenden Schritten, in die sich das Schluchzen des Ritters mischte, der immer wieder den Namen seiner Tochter stammelte.

»Vater?«, erklang eine dünne Mädchenstimme. »Vater, wo warst du? Es ist so kalt, Vater. So fürchterlich kalt ...«

»Ich wärme dich, mein Augenstern, ich wärme dich.«

».. so kalt ...«

Aryna schob sich weiter nach oben und wand sich aus dem engen Schacht, wobei sie sich nun keine Mühe mehr gab, leise zu sein, denn sie hatte es eilig. Doch Blauenfurt schien sie nicht zu hören. Er kniete auf dem Boden, drückte den Körper seiner Tochter an sich und wiegte ihn wie einen Säugling. Aryna zerrte an dem Lederband, das um ihren Hals hing, und zog den Beutel hervor. Ihm entnahm sie den grünen Kristall, der sich wie immer angenehm warm anfühlte. In diesem Augenblick rutschte die Hand des Mädchens vom Hals des Vaters und baumelte leblos herab. Schnell lief Aryna zum Ritter und kniete sich vor ihn.

Langsam hob er den Kopf. »Du?« Blauenfurts Stimme war heiser, seine Wangen tränennass.

»Ja«, nickte Aryna. »Ich bringe Euch den Kristall.«

»Jetzt? Jetzt bringst du mir den vermaledeiten Stein? Die Götter mögen dich strafen, wie sie mich gestraft haben!«

Arynas Blick fiel auf die Gestalt in seinen Armen. Eleynis' Haut war blass, fast weiß wie feinstes Porzellan, die Augen geschlossen, als läge sie in tiefem Schlaf. Doch die Art, wie sie in den Armen ihres Vaters lag, ließ nur einen Schluss zu: Sie hatte bereits ihren Weg zu Boron angetreten.

»Du spottest mir in meinem tiefsten Leid. Stiehlst mir meine einzige Hoffnung, als ich sie noch habe, und wenn die Hoffnung verloren ist, bringst du sie mir wieder. Bist du ein Bote Xeledons, des Spötters?«

Der Ritter redete sich in Rage, und Aryna stolperte von der Wucht seines Zorns zwei Schritte nach hinten.

»Ja, ich bin zum Mörder geworden! Ja, ich habe mich von den Göttern abgewandt! Habe Pilger dahingemetzelt, statt sie zu beschützen, wie es mein Eid befohlen hat. Alle diese Dinge, derer du mich bezichtigen willst, ich habe sie getan!« Er erhob sich, und die Glieder seiner Tochter baumelten herab wie Teile einer Puppe. »Aber dennoch hast du nicht das Recht, über mein Leid zu spotten. Geh mir aus den Augen!«

Seine Augen sprühten vor Zorn, und Aryna wusste, dass es nicht die Zeit für Widerspruch war. Sie drehte sich um und lief in den Tunnel, in dem vor gar nicht langer Zeit Gatha von Blauenfurt verschwunden war. Erst als völlige Finsternis sie umgab, blieb sie stehen und atmete tief durch.

»Oh, Phex, hilf! In was bin ich hier hineingeraten?«

Viel hätte sie darum gegeben, jetzt jemanden um Rat zu fragen. Chandra war so gelehrt, Gorbosch so erfahren – aber sie waren beide nicht hier. Und Elon? Nun, vielleicht hätte er keine weisen Antworten geben können, aber wenigstens hätte seine Nähe sie beruhigt. Immerhin schaffte es aber der Gedanke an den hübschen Halbelf, ihr ein wenig Zuversicht einzuflößen. Oder sollte das etwa die Wirkung des Kristalls sein, den sie noch immer in der Hand hielt und der eine wohlige Wärme ausstrahlte? Ihre Gedanken wanderten weiter zu Ragin, ihrem Lehrherrn, der ihr früher so oft mit Rat und Tat zur Seite gestanden hatte – oder aber mit dem schmunzelnden Hinweis: »Hilf dir selbst, dann hilft dir Phex.«

Doch er lebte nicht mehr. War erschlagen worden auf der Suche nach Raubmördern, die die Wege unsicher machten. Und jetzt wusste sie, wer diese Raubmörder waren. Nicht, wie sie gedacht hatte, der Ritter von Blauenfurt, sondern seine Schwester, Gatha. Hatte damit nicht alles begonnen? Mit der Suche nach den Mördern ihres Lehrherrn? Und jetzt musste es zu einem Ende kommen. Es war an der Zeit, Gatha von Blauenfurt bezahlen zu lassen.

***

Heftiges Flügelschlagen lenkte den Söldner ab. Er blickte hoch und sah eine große Eule, die von oben auf ihn herabstieß. Im Reflex riss er das Schwert nach oben, aber der Vogel wich aus. Scharfe Krallen kratzten durch Melwyns Gesicht. Schreiend ließ er das Schwert fallen und versuchte, mit bloßen Händen nach dem Tier zu schlagen und gleichzeitig seine Augen vor dem spitzen Schnabel zu schützen, doch mehr als ein wildes Fuchteln wurde nicht daraus. Irgendwie schaffte er es schließlich, eine Schwinge zu ergreifen. In diesem Moment fuhr die Klinge eines Dolchs zwischen seine Rippen.

Er ließ die Eule los, die hilflos zu Boden trudelte, und blickte erstaunt nach unten. Elon kniete vor ihm und hielt in der linken Hand noch das Jagdmesser, das er mit aller Kraft unter Melwyns Lederrüstung gestoßen hatte.

Der Söldner spuckte Blut. Er kippte auf die Knie, sodass sein Gesicht auf gleicher Höhe mit Elons war, und ergriff dessen Schultern, als wolle er ihm noch et-

was Wichtiges mitteilen. Elon erwiderte den Blick und schwieg. Melwyns Augen brachen, und er fiel zur Seite.

Elon sank in sich zusammen. Der Schmerz in der Schulter war betäubend, und die plötzliche Ruhe nach Melwyns Tod wirkte unwirklich. Er kroch zu der Eule, die in den weichen Farn gestürzt war. Sie schaute vorwurfsvoll zu ihm hoch, ihr rechter Flügel hing kraftlos herab. Elon kniete sich vor sie. »Ich danke dir«, sagte er. »Habe ich dich gerufen? Ich kann mich nicht daran erinnern.«

Die Eule fiepte und legte den Kopf schräg.

»So leid es mir tut, aber ich bin selbst zu geschwächt, um dir zu helfen.« Er nestelte einhändig an seiner Tasche und zog schließlich ein Stück Dauerwurst hervor, das der Vogel dankbar annahm und verschlang. Als auch ein zweiter Bissen in seinem Schnabel verschwunden war, richtete sich die Eule plötzlich auf und gab einen fragenden Ruf von sich.

»Ja, ich bin hier«, antwortete eine bekannte Stimme aus einiger Entfernung.

Elon erhob sich auf die Knie und spähte über den Farn. »Vater?«

Eichbart lief eilig durch das Unterholz, und wie üblich verursachte er dabei kaum ein Geräusch. »Wie ich sehe, hat es meine Freundin doch noch rechtzeitig geschafft.«

»Ja«, nickte Elon. »Im letzten Moment. Aber sie ist verletzt.«

Der Druide kam heran, und an seinem Schnaufen war zu erkennen, dass er eine größere Strecke gelaufen war. »Und du auch.«

Er blickte auf Melwyns Leiche herab. »Der also.«

»Und er hatte mich schon besiegt. Nur die Eule hat verhindert, dass er mich tötet.«

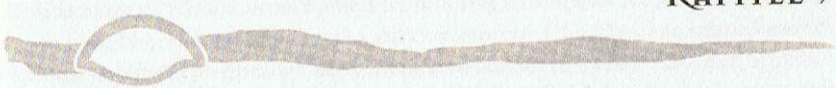
»Sie war die Einzige, die schnell genug hier sein konnte«, brummte Eichbart, kniete sich neben den verletzten Vogel und betastete seinen Flügel. »An deinem Hilferuf war zu merken, dass es eilig ist.«

»Mein Hilferuf?«, fragte Elon erstaunt.

Eichbart blickte ihn an. »Ja, wie damals im Morkenforst.« Er zog eine rötliche Nuss aus einer Tasche. »Kau das, das wird den Schmerz mildern.«

Damit wandte er sich wieder der Eule zu. Geduldig nahm sie es hin, dass Eichbart seine Hände auf Flügel und Leib legte und dabei leise Worte murmelte, wobei Elon nur mehrfach das Wort »Sumu« verstand. Wenig später war der Flügel wieder völlig hergestellt, und der Druide warf die Eule in die Luft, die mit einem freudigen Schrei davonschoss.

Kapitel 7



Gorbosch und seine beiden Begleiter spähten vorsichtig über den Felsen. Mit dem Karren waren sie viel langsamer gewesen als die Berittenen, und als sie gesehen hatten, dass Yargon und seine Leute hinter ihnen herkamen, hatten sie sich in

einem Waldstück verborgen. Deswegen hatten sie das Gefährt auch in ein paar hundert Schritt Entfernung von dem Mineneingang stehen lassen und sich von einer anderen Seite angeschlichen.

Unter ihnen lag die Lichtung vor dem Mineneingang. Am Himmel standen nur wenige Sterne, und ohne die an Dunkelheit gewöhnten Zwergenaugen hätten sie nicht viel erkannt.

Auf der Fläche, die wohl jahrelang unbenutzt dagelegen hatte, standen über dreißig Pferde, darunter einige vollbeladene Packpferde. Drei Menschen schlenderten dazwischen herum. An der Art, wie sie die Umgebung im Auge behielten, war deutlich zu erkennen, dass sie Wache hielten.

Arox stieß Gorbosch in die Seite und deutete auf die Reste einer Baracke, die am Rand der Lichtung stand. Das Dach fehlte, und auch die Außenmauern waren baufällig. Im Innern, wo bisher mannshohe Brennnesseln gewuchert hatten, saßen zwei Männer und eine Frau. Sie waren an Händen und Füßen gefesselt und machten keinen sehr glücklichen Eindruck.

Die drei Zwerge tauchten wieder hinter den Felsen ab.

»Schätze mal, dass die einen die Leute von dem Zauberer sind, die anderen die von den Blauenfurts«, murmelte Gorbosch.

»Und beide sind unsere Feinde«, ergänzte Gingimax, einer seiner beiden Begleiter.

»Dann ist es jetzt Zeit, ein bisschen aufzuräumen. Arox, bist du wirklich so gut mit der Armbrust, wie du vorhin behauptet hast?«

Der junge Zwerg nickte beflissen. Aber bevor er dazu kam, ein weiteres Mal von den zahlreichen Wettschießen zu berichten, die er gewonnen hatte, drückte ihm Gorbosch seine Armbrust in die Hand: »Nimm die, die ist besser als deine. Du bleibst hier und hältst uns den Rücken frei. Wenn du siehst, dass ich den Stein fallen lasse, den ich in der Hand habe, dann schießt du, verstanden?«

Arox nickte.

»Gut. Und du, Ginginax, kommst mit mir.«

***

Aryna musste all ihre Willenskraft aufbringen, um nicht in Panik zu verfallen, denn die Finsternis lockte ihre Albträume hervor: die Zeit in den Kammern tief unter dem Handelskontor, umgeben nur von Toten und Geistern.

Sie hätte zurückgehen können zu Blauenfurt, der hatte wenigstens eine Laterne. Aber sie musste weiter, musste Ragins Mörderin finden. Nach all den Mühen, all den Gefahren, die sie auf sich genommen hatte, konnte sie Gatha nicht einfach ziehen lassen.

»Phex liebt den Schatten, der Schatten ist dein Freund, verschmelze mit den Schatten, werde eins mit ihnen«, murmelte sie tonlos, um sich selbst zu beruhigen, obwohl ihr klar war, dass Ragin mit Schatten nicht diese widerliche Schwärze gemeint hatte. Hin und wieder hörte sie Geräusche: Schritte und entfernte Stimmen, und so konnte sie erahnen, in welche Richtung Gatha und ihre Hel-

ferin gingen. Sie musste sich auf Gehör und Tastsinn verlassen – und auf ihre Schuhe, die ihr auch bei diesem unsicherem Boden Trittsicherheit verliehen: *Hilf dir selbst, dann hilft dir Phex, und sei es nur, indem er deine Schuhe segnet.*

Doch sie musste sich beeilen, um den Anschluss nicht zu verlieren. So konnte sie es nicht vermeiden, hin und wieder auf lose Steine zu treten oder gegen irgendetwas zu stoßen. Auf einmal bemerkte sie, dass sie den Stimmen näher gekommen war. Anscheinend war Gatha stehen geblieben und unterhielt sich mit jemandem. So gelang es der Diebin, sich endlich bis in einen Bereich voranzuschleichen, wo wenigstens minimales Dämmerlicht herrschte.

Ihr Ohr begann zu jucken. Sie erstarrte – irgendetwas stimmte hier nicht. In diesem Moment bewegte sich der Schatten schräg vor ihr. Reflexhaft ließ sie sich fallen und hörte, wie eine Schwertklinge über ihrem Kopf hinwegzischte. Bevor der Angreifer wieder ausholen konnte, sprang sie aus ihrer hockenden Haltung nach vorn und rammte ihm den Kopf in den Bauch. Bei ungerüsteten Zivilisten hatte Aryna mit diesem Manöver schon durchschlagenden Erfolg gehabt, aber dieses Mal landete ihre Schädelplatte schmerzhaft in nietenbeschlagenem Leder. Immerhin geriet der Angreifer aus dem Gleichgewicht und stolperte nach hinten, was ihr Gelegenheit verschaffte, die Flucht zurück in die Dunkelheit anzutreten. Doch sie war ein wenig benommen und kam nicht schnell genug voran. Ein Pfeifen durchschnitt die Luft, dann legte sich eine Peitschenschnur um ihren Hals und riss sie zurück.

Verzweifelt tastete sie nach ihrem Dolch, den sie schließlich zu fassen bekam und sich freischnitt, bevor die Peitsche ihr den letzten Atem nahm. Inzwischen war eine weitere Gestalt herangeeilt, und sie trug eine Laterne in der Hand: Gatha. Die Schwester der Ritters blieb stehen, als das Licht auf Aryna fiel: »Was haben wir denn hier für eine Ratte, die sich durch meine Mine schleicht?« In ihrer anderen Hand pendelte bedrohlich ein schwerer Morgenstern. »Schickt mein Bruder dich hinter mir her? Er hat doch sein Töchterlein – oder was von dem Balg übrig ist. Was will er noch mehr?«

Inzwischen trat auch der Angreifer, der Aryna aufgelauert hatte, aus den Schatten: Es war die kahlköpfige Söldnerin, die Blauenfurts Tochter getragen hatte. Die Diebin fluchte über sich selbst. Sie war in eine Falle getappt. Und nun?

Gatha trat noch einen Schritt näher: »Warte mal ... was hast du denn da am Hals hängen?«

Aryna umfasste den Beutel, den sie nach ihrer Begegnung mit Blauenfurt nicht wieder unter ihrer Kleidung hatte verschwinden lassen. Ihr wurde heiß und kalt. Wenn Gatha nun auch noch den Kristall in die Finger bekam, wäre alles umsonst gewesen.

»Zeig mal her, Kindchen!« Gatha streckte fordernd die Hand aus und kam näher. Aryna schüttelte nur den Kopf, ohne ihre Gegnerin aus den Augen zu lassen. Plötzlich sprang sie vor und riss dabei den Dolch hoch, den sie noch immer in der Hand hatte: »Ragin!«, schrie sie und zielte mit der Klinge auf Gathas Hals. Doch die hatte mit einer solchen Attacke längst gerechnet, machte einen Schritt rückwärts und schwang den Morgenstern nach vorne, sodass die stachelbewehrte

Kugel Arynas Hand zerschmetterte. Aryna ließ den Dolch fallen, und der explodierende Schmerz zwang sie in die Knie. Fassungslos blickte sie auf ihre Rechte, die sich in einen blutigen Klumpen aus Haut, Blut und Knochensplittern verwandelt hatte. Ihr Handwerkszeug, ihr Kapital, ihr wertvollster Besitz: zerstört. Tränen schossen ihr in die Augen und vernebelten ihren Blick. Sie bekam kaum mit, dass Gatha an sie herantrat und ihr mit einem Ruck den Beutel mit dem Kristall vom Hals riss. Und sie nahm auch nur am Rande ihres Bewusstseins wahr, dass Gatha anerkennend durch die Zähne pfiff, bevor sie ihr Leiden mit einem kräftigen Stiefeltritt gegen den Brustkorb beendete. So entging ihr allerdings auch, was in den nächsten Augenblicken mit Gatha geschah, als ein heimlicher Beobachter aus der Dunkelheit trat.

***

Die Äxte kampfbereit in den Händen, schlenderten Gorbosch und Ginginax scheinbar unbefangen auf die Lichtung. Es dauerte einige Sekunden, bis die drei Wachen sie entdeckt hatten, doch dann zogen sie blank.

»Ho ho, immer mit der Ruhe«, begrüßte der ältere Zwerg sie. »Sagt mal, zu wem gehört ihr denn nun eigentlich?«

Die Wachen, zwei Männer und eine Frau, blickten ihn irritiert an. »Eigentlich hatte ich gedacht, hier ein paar Freunde zu finden, aber stattdessen steht ihr her, und euch kenne ich nicht. Und die Gefangenen dahinten auch nicht. Also: In wessen Sold steht ihr?«

Statt zu antworten, zischte die Frau: »Das ist der Zwerg, der zu den Kristalldieben gehört. Schnappen wir ihn uns!«

Damit fächerten sie aus, um die beiden in die Zange zu nehmen.

»Oh, jetzt erkenne ich dich«, murmelte Gorbosch und ließ den Stein fallen, den er in der Hand gehalten hatte. »Du gehörst zu Melteuer, stimmt's?«

Die Zwerge stellten sich in Kampfposition auf und warteten auf das charakteristische Geräusch, das wenige Sekunden später ertönte: das Zischen eines Armbrustbolzens. Doch das Geschoss verfehlte sein Ziel knapp und bohrte sich in den Erdboden zwischen den dreien. Die waren jedoch zu routiniert, um sich davon länger als einen Moment irritieren zu lassen, und gingen zum Angriff über.

»Bei Angroschs Hühnerauge, ich dachte, du bist so ein toller Schütze, Arox«, sagte Gorbosch und schwang seinen Felsspalter, um die Menschen auf Abstand zu halten und dem Heckenschützen die Möglichkeit zu geben, nachzuladen. Doch eigentlich wusste er, dass die Gegner diese Gefahr kannten und genau deswegen sehr schnell angreifen würden. Ein weiteres Mal hörte er das Zischen, dann stöhnte einer der Männer auf und brach zusammen. Gorbosch nutzte den Augenblick, sprang vor und ließ seine Axt mit so viel Wucht gegen das Schwert des Gegners prallen, dass es ihm aus der Hand gerissen wurde. Aus dem gleichen Schwung heraus rammte er dem Stolpernden den Axtstiel in den Bauch, sodass dieser gurgelnd zusammenklappte. Gingimax war nicht ganz so erfolgreich ge-

wesen, denn seine Gegnerin wirbelte ihr Schwert so schnell durch die Luft, dass der junge Zwerg die Schläge nur mit Mühe parieren konnte.

»Gib auf!«, rief Gorbosch ihr zu. »Deine Freunde haben schon aufgegeben.«

Sie hatte Gingimax so weit zurückgedrängt, dass er nun über eine Brombeerranke stolperte und sich auf den Hintern setzte. Dies war der entscheidende Vorteil, und die Angreiferin sah keinen Grund, nun aufzugeben. Als aber ein drittes Geschoss durch die Luft zischte und ihren Kopf nur um Fingerbreite verfehlte, zuckte sie erschrocken zusammen und ließ das Schwert fallen. Als Zeichen ihrer Kapitulation streckte sie die Hände zur Seite aus.

»Guter Schuss«, sagte Gorbosch anerkennend und so laut, dass auch Arox oben auf dem Felsen es hören musste.

»Danke«, antwortete eine melodische Stimme aus einem Gebüsch nur wenige Schritt neben Gorbosch, und Elon trat hervor.

»Du?«, rief der Zwerg. »Und ich hatte mich schon gewundert, wie Arox es geschafft hat, so schnell nachzuladen. Wo kommst du denn auf einmal her, Spitzohr?«

»Das ist eine lange Geschichte. Auf jeden Fall hätte ich ohne Hilfe wohl nicht überlebt.« Bei diesen Worten löste sich eine weitere Gestalt aus den Schatten des Waldes. »Darf ich vorstellen: Das ist Eichbart, mein Vater.«

Während Elon erzählte, was er in den letzten Stunden erlebt hatte, wurden die beiden überlebenden Leute aus Melteuers Bande sorgsam gefesselt und zu den anderen Gefangenen in die Hüttenruine gebracht. Bei denen handelte es sich, wie eine kurze Befragung ergab, um Gathas Leute, die nichtsahnend aus der Höhle gekommen waren, um Beute auf die Pferde zu packen.

»Wenn ich das richtig verstehe, sind Aryna und Chandra und die anderen jetzt sowohl mit Gathas Halsabschneidern da drin, als auch mit Yargon und Melteuer und deren Schergen?« Elon deutete mit einer Kinnbewegung auf den Eingang der Mine.

»So sieht's aus«, brummte Gorbosch.

»Dann müssen wir ihnen zu Hilfe kommen! Wir können doch nicht einfach warten, bis irgendjemand wieder herauskommt.« Elon sprang auf und ergriff seinen Bogen.

»Da gibt's bloß ein Problem: Das Bergwerk ist groß und verzweigt, und wir haben keine Ahnung, wo unsere Freunde sitzen. Das kann Stunden dauern, bis wir sie finden.«

»Aber ...« Elon hätte gerne widersprochen, doch ihm fiel kein Argument ein. Verzweifelt blickte er zu dem schwarzen Loch, das so viele Leute verschluckt hatte. »Aber ...« Ruckhaft wandte er sich zu Eichbart um, der die ganze Zeit am Stamm einer alten Eiche gelehnt und das Gespräch wortlos verfolgt hatte. »Kannst du uns nicht helfen?«

Der Druide blickte ihn lange an. »Du willst viel Hilfe, Sohn. Findest du nicht, dass ich schon eine ganze Menge für dich getan habe?«

»Bitte, Vater. Aryna ist da drin. Sie hat den Kristall.«

»Moment«, wandte Gorbosch ein. »Aryna hat den Kristall? Den hat doch die Richterin in Rankaliretena!«

Ein kurzes Lächeln huschte über Elons Gesicht. »Sie hatte ihn. Aber Aryna war der Meinung, dass der uns vielleicht noch helfen kann, und dann hat sie ihn … geholt. Kurz bevor wir losgeritten sind.«

Gorbosch wollte noch etwas fragen, ließ es dann aber und schüttelte nur mit dem Kopf.

»Also, Vater, kannst du uns helfen?«

Eichbart nickte langsam. »Möglicherweise.«

***

Als Aryna nicht zurückkehrte und auch keine Stimmen mehr zu hören waren, beschloss Distelstein, dass sie lange genug gewartet hatten. Chandra schlug vor, zu einem alten Versorgungsschacht zu gehen, an dem sie vorbeigekommmen waren, und zu versuchen, dort wenigstens auf eine höhere Sohle zu klettern. Der Ritter stimmte zu, und so brachen sie auf. Am Schacht angekommen, verwandelte die Magierin ihren Stab in ein Zauberseil, das, von magischem Leben erfüllt, die Wand hinaufkroch und sich oben um eine Felsnase wickelte. Die Knappin Travina entpuppte sich als passable Kletterin, die auch keinerlei Vorbehalte gegen das magische Seil hatte, und von der Felsnase aus stieg sie noch ein paar Schritt weiter hinauf, bis sie einen Gang erreicht hatte. Dort befestigte sie ein mitgebrachtes Hanfseil an einem stabilen Holzbalken und ließ es hinunter. Bis alle Gardisten nach oben geklettert waren (oder, im Falle von zwei eher ungelenkigen Wachen, man sie mit vereinten Kräften hinaufgezogen hatte), hatten Chandra und Travina einen weiteren Gang entdeckt, der in die Richtung führte, in der sie Aryna vermuteten. Sobald ihr Lehrherr nicht in der Nähe war, wandelte sich die Knappin vom verschüchterten Mädchen in eine interessierte junge Frau, die der Magierin viele Frage zu ihrer Zauberkunst und ihrer Heimat stellte.

Als die Gruppe vollzählig war, übernahm der Ritter wieder die Führung und schlug die vorgeschlagene Richtung ein. Nach einigen hundert Schritt – und mehreren Diskussionen, welche Abzweigung denn nun die richtige sei –, fiel das Licht ihrer Laternen auf einen menschlichen Körper, der zusammengekrümmt auf dem Boden lag. Vorsichtig näherten sie sich der Gestalt, die sich als glatzköpfige Frau in Lederrüstung entpuppte. Neben ihr lag ein Schwert, eine Blutlache hatte sich unter ihrem Körper gebildet. Distelstein ging heran und drehte den Körper mit dem Fuß auf den Rücken. Eine tiefe Stichwunde in ihrer Brust verriet, wie sie gestorben war.

»Die kenne ich«, sagte Chandra. »Das ist eine von Gathas Djunedim.«

»Demnach ist Blauenfurt schon auf seine Schwester gestoßen«, folgerte Distelstein. »Und diese Begegnung ist nicht friedlich verlaufen.«

»Aber wo ist er jetzt? Und seine Schwester?«

»Diese Frau ist zwar noch nicht lange tot«, sagte der Ritter mit Blick auf das Blut, »aber lange genug, dass ihr Mörder inzwischen sonst wo hingegangen sein kann.«

Sie mussten nicht lange suchen. Ein kleines Stück weiter sahen sie vor sich den Schein einer Laterne, und als sie sich vorsichtig näherten, trat ihnen von Blauen-

furt in den Weg. Er hatte sein Schwert gezogen und rief ihnen heiser entgegen: »Halt, wer da?«

»Ich bin Ritter Abelmir von Distelstein, Vertreter des Bundes zum Schutze von Heim und Herdfeuer zur Mahnung an die Blutnacht zu Rommilys. Im Namen der mahnenden Mutter Travia, des alles sehenden Herre Praios und vor allem im Namen von Rondras Ehre: Ritter Dietholt von Blauenfurt, senkt die Waffe und ergebt Euch, damit ein Gericht über Eure Schuld oder Unschuld richten möge.«

Blauenfurt gab ein spöttisches Schnauben von sich: »Mir kommt Ihr mit Rondras Ehre? Mir, einem Räuber, einem Pilgermörder? Klingt das nicht sogar in Euren eigenen Ohren wie Hohn und Spott?«

»Auch Ihr, Blauenfurt, habt Rondra lange gedient und ihre Ehre hoch gehalten. Es ist nicht zu spät, sich ihrer Tugenden wieder zu besinnen. Also senkt nun Euer Schwert.«

Als er keine Anstalten machte, dieser Anweisung Folge zu leisten, mischte sich Chandra ein: »Herr von Blauenfurt, Ihr wurdet mir von meinem Magister Zahid ben Tulef als ein Mann von besonderer Ehrenhaftigkeit beschrieben. Die Götter haben es in letzter Zeit nicht gut mit Euch gemeint, und so mag es verständlich sein, dass Ihr von Eurem Pfad abgewichen seid. Doch es ist nicht zu spät für eine Umkehr. Denkt an Eure Tochter, sie braucht Euch.«

Dies war das falsche Stichwort. Blauenfurts Angriff kam so überraschend, dass Distelstein gerade noch Zeit hatte, das Schwert hochzureißen. »Niemand braucht mich mehr!«, brüllte Blauenfurt verzweifelt und ließ eine Folge von Schlägen auf den anderen Ritter einprasseln, die Distelstein nach hinten taumeln ließ. Chandra wich ebenso überrascht zurück wie die Stadtwachen, und so gelang es dem Angreifer, die Deckung seines Gegners zu unterlaufen und ihm seine Klinge in den ungerüsteten Oberschenkel zu rammen. Distelstein fiel mit einem Aufschrei gegen die Höhlenwand, doch als Blauenfurt zu einem letzten Schlag ausholte, sprang Travina dazwischen und fing den Hieb mit ihrem Kurzschwert ab. Den Augenblick der Überraschung nutzte Gatha, um dem Ritter mit ihrem Zauberstab einen kräftigen Schlag in die Kniekehlen zu versetzen, sodass er einknickte und zu Boden stürzte. Dann war es nur noch eine Frage der Augenblicke, bis sich mehrere Gardisten auf ihn gestürzt, ihn entwaffnet und gefesselt hatten. Kaum hatte Blauenfurt begriffen, dass sein Kampf verloren war, schüttelten ihn Weinkrämpfe: »Lasst mich wenigstens mit dem Schwert in der Hand sterben …«

Doch diese Gnade wollte ihm Distelstein nicht gewähren. Er hatte eine klaffende Beinwunde davongetragen und konnte nicht mehr aufstehen. Chandra bot an, in zu heilen, doch er lehnte ab: »Mein Kampf ist an dieser Stelle vorbei.«

»Aber wir haben seine Schwester noch nicht«, widersprach die Magierin.

Statt einer Antwort deutet der Ritter auf die Höhlenwand ein paar Schritt weiter, gerade am Rand des Lichtscheins. Dort saß eine weitere Gestalt. Als Chandra hinleuchtete, erkannte sie Blauenfurts Schwester, die leblos mit dem Rücken an der Wand lehnte. Ihre Augen waren geöffnet, aus Mund, Nase und Ohren zogen sich feine blutige Rinnsale über Gesicht und Hals.

»Das war nicht Blauenfurt«, stellte die Magierin fest. »Dieser Tod ist ein Ergebnis von *Ashtarra*. Es gibt keine äußerlichen Wunden – so stirbt ein Opfer des Fulminictus.«

»Zauberei?«, übersetzte Distelstein, während seine Knappin sein Hosenbein aufschnitt, um die Wunde versorgen. »Wer soll das gewesen sein?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Chandra und ergänzte so leise, dass der Ritter nicht hören konnte: »Obwohl ich einen fürchterlichen Verdacht habe.« Sie kniete sich neben Gathas Leiche und hob einen kleinen Samtbeutel auf, der dort lag. Sie kannte ihn, denn sie hatte ihn schon selbst um den Hals getragen.

Kapitel 8

Der Druide tanzte zu einer unhörbaren Musik – jedenfalls, wenn man die rhythmisch gestampften Schritte als Tanz bezeichnen mochte, mit denen er sich vor dem Eingang der Mine hin und her bewegte. Elon stand nicht weit von ihm entfernt und beobachtete interessiert, was sein Vater tat, aber die drei Zwerge hatten sich misstrauisch zurückgezogen und warteten in der Deckung einiger Felsblöcke auf das Ergebnis des Rituals.

Schließlich blieb Eichbart mit seitlich abgespreizten Armen vor der Felswand stehen und rief: »Herr des Erzes und des Steins, Gebieter über Festigkeit und Schwere, ich bitte dich um deine Hilfe.«

»Sprich, Menschling«, ertönte eine Stimme, die klang, als würden zwei Steine gegeneinander gerieben. Was im düsteren Licht der Laterne eben noch ausgesehen hatte wie natürliche Risse und Spuren von Spitzhacken, war auf einmal zur kantigen Karikatur eines menschlichen Gesichts geworden – oder vielmehr eines zwergischen Gesichts, wie Elon feststellte, als er die knubblige Nase und die runde Gesichtsform betrachtete, die sich in dem Fels gebildet hatte.

Eichbart verbeugte sich respektvoll. »Irgendwo im Innern dieses Bergs sind Freunde von mir. Kannst du mir helfen, sie zu suchen?«

Das steinerne Gesicht zog eine angewiderte Grimasse, und ein faustgroßer Stein rollte aus dem Felsen vor Eichbarts nackte Füße. »Viel zu viele von euch kriechen durch meine Eingeweide. Wollen sie etwa wieder Löcher bohren und mich meiner Schätze berauben?«

»Ich glaube nicht … jedenfalls nicht meine Freunde. Und die anderen sind meine Feinde, sie haben mir schon mehrfach nach dem Leben getrachtet.«

Der Fels verursachte ein Geräusch, das ebenso gut ein zufriedenes Brummen wie ein unwilliges Knurren sein konnte. »Und woher soll ich wissen, welches deine Freunde sind?«

»Sie tragen einen Stein mit sich … einen Kristall, in dem Sumus Kraft stark ist.«

»Hm.« Der Elementar schien einen Augenblick lang zu überlegen. »Ja, den Kristall habe ich schon die ganze Zeit gespürt. Soll ich dich zu ihm bringen?«

Der Stein zu Eichbarts Füßen ruckte hin und her, als würde ein unsichtbarer Kobold mit ihm spielen, aber der Druide beachtete ihn nicht. »Darum bitte ich dich.«

Aus dem Stein brachen kleine Wurzeln hervor, die sich nach unten streckten und ihn anhoben, sodass er aussah wie ein fetter Käfer mit steinernem Panzer. Mit flinken Bewegungen begann er, im Kreis um Eichbart herumzukrabbeln.

»Dann folge mir.«

Das Gesicht im Fels verschwand. Eichbart nickte Elon zu und trat in die Mine. Als der Steinkäfer bemerkte, dass sich das Ziel seines Interesses fortbewegte, blieb er einen Augenblick lang verdutzt stehen und folgte im dann eilig, wobei er erst einmal gegen einen Felsblock lief, sich zweimal im Kreis drehte und dann wieder Kurs aufnahm. Elon winkte derweil zu den Zwergen hinüber und ergriff die Laterne. Gorbosch gab den beiden jüngeren die Anweisung, hierzubleiben, um auf die Pferde und vor allem die Gefangenen aufzupassen, dann schulterte er seinen Felsspalter und kam eilig hinterher. Als er Elon eingeholt hatte, deutete er mit missmutig zusammengezogenen Augenbrauchen auf den Käfer: »Was ist das da für ein unheiliges Ding?« Ihm war anzusehen, dass er wenig von der Zauberei Eichbarts hielt, aber dieses krabbelnde Etwas weckte sein tiefes Misstrauen. Elon zuckte mit den Schultern: »Das ist nur ein Geist ...« – Gorbosch blickte ihn angewidert an – »... ein Elementargeist. Ich glaube, das passiert Eichbart häufiger. Sobald er zaubert, tauchen in seiner Umgebung solche Wichtel auf. Aber in der Regel sind sie völlig harmlos.«

»In der Regel«, brummte Gorbosch und beschloss, diese eigenartige Kreatur nicht aus den Augen zu lassen. Sie benahm sich eher putzig als bedrohlich, wie sie zwischen dem Geröll herumwuselte und verzweifelt bemüht war, mit dem Druiden Schritt zu halten, aber immer wieder vom Weg abkam und klappernd gegen irgendwelche Hindernisse stieß.

Es war schwer festzustellen, woran sich Eichbart orientierte. Er ging sehr entschlossen voran und zögerte auch an Verzweigungen oder Kreuzungen keine Sekunde. Die drei waren schon einige Minuten durch den Berg unterwegs, als das Licht der Laterne auf ein steinernes Gesicht fiel, das ihnen entgegenblickte.

»Menschling«, sagte es mit der gleichen Stimme wie zuvor am Mineneingang. »Da geschieht etwas, das mir nicht gefallen mag. Der Mensch, der den Kristall hat, hat einen alten Ort aufgesucht. Und ich glaube nicht, dass er dort Gutes tun will. Bist du dir sicher, dass das dein Freund ist?«

Eichbart war stehen geblieben, woraufhin der Käfer mit viel Schwung gegen seine Ferse prallte und sich orientierungslos hinsetzte. Der Druide runzelte die Stirn und warf Elon einen fragenden Blick zu.

»Vielleicht hat jemand Aryna den Kristall weggenommen«, schlug Gorbosch vor, der beim Erscheinen des Gesichts seinen Felsspalter wieder fester umfasst hatte.

»Ist der Kristall vielleicht von Hand zu Hand gewandert?«, fragte Eichbart. »Hat ihn jetzt ein anderer Mensch als vorher?«

Das Steingesicht überlegte mehrere Sekunden lang. Dann knirschte es, und es klang wie eine Zustimmung. »Zweimal.«

»Aryna!«, schnappte Elon. »Sie würde ihn nicht freiwillig hergeben. Es muss ihr was passiert sein!«

Der Felsgeist blickte ihn an: »Ja. Sumus Kraft verlässt sie.«

»Wir müssen zu ihr! Schnell!«

Der Steinkäfer verirrte sich derweil in einem kleinen Nebenschacht und verschwand in der Dunkelheit.

»Wenn du uns hilfst, werden wir den jetzigen Besitzer des Kristalls aufhalten.«

»Einverstanden«, knarrte die Steinstimme. »Dann geht dort entlang!« Er nickte zu einem engen Gang hinüber, gerade hoch genug, dass Gorbosch darin laufen konnte, ohne den Kopf einzuziehen. Als Eichbart losging, kam der Steinkäfer panisch aus dem Schatten gekrabbelt und schloss sich ihm an. Wenige Minuten später fanden sie Aryna, die bewusstlos auf dem felsigen Boden lag. Elon stürzte auf sie zu und schob vorsichtig die Hände unter ihren Kopf. Dabei griff er ins Feuchte, denn Blut sickerte aus einer Platzwunde an ihrem Hinterkopf. Gorbosch musterte den blutigen Fleischklumpen, in dem ihr rechter Arm endete. Unwillkürlich musste er an den blutigen Stumpen denken, in den sich Refardeons rechtes Bein verwandelt hatte. *Ein bitteres Schicksal für eine Diebin,* dachte er, schwieg aber aus Rücksicht auf Elon.

»Vater«, sagte Elon mit erstickter Stimme, und Tränen liefen über seine Wangen. »Du musst ihr helfen!«

Eichbart musterte den Halbelfen, der Arynas Kopf in seinen Schoß gebettet hatte. »Du fordertst und forderst und forderst, Sohn.«

Elon verschluckte einen Schluchzer. »Sie hat den Kristall für dich gestohlen. Sie wollte ihn dir geben.«

Eichbart brummte. »Aber wenn das alles hier vorbei ist, dann gehört der Kristall mir, verstanden?«

Eichbart schmierte eine intensiv duftende Paste dick auf Arynas Hand, bis von dem Blut nichts mehr zu sehen war. Dann begann er irgendetwas in seinen verfilzten Bart zu murmeln, das wie eine Art Gebet klang, und drückte an der Hand herum, als wolle er aus weichem Ton eine neue Hand formen. Es dauerte mehrere Minuten, bis er die Paste wieder abwischte. Darunter kam eine unverletzte Hand mit rosiger Haut zum Vorschein. »Um den Kopf musst du dich selbst kümmern«, sagte er, während er sich erhob.

Aryna schlug die Augen auf. Es dauerte einige Augenblicke, bis sie verstand, in wessen Schoß sie lag. »Elon?«, fragte sie ungläubig und hob die Hand, um sein Gesicht zu streicheln.

Der Halbelf hielt sie fest und küsste sie behutsam.

»Oh, Elon, ich habe geträumt …« Verwundert blickte sie ihre Hand an.

»Menschling«, ertönte in diesem Augenblick die bekannte Stimme aus der Dunkelheit. »Es wird Zeit.«

»Es fehlt immer noch jemand von meinen Freunden«, antwortete Eichbart in die Finsternis hinein. »Wenn wir sie bei uns haben, können wir dir besser helfen.«

Stille trat ein. Dann ertönte die Stimme wieder: »Nur weil ich weiß, dass du ein Freund von Bruder Humus bist, werde ich deinem Wort trauen. Also: Wer ist es?«

***

Eine fremdartige Stimme ertönte aus der Dunkelheit: »Chandra al'Shatir? Deine Freunde suchen nach dir.«

Alle griffen sofort nach ihren Waffen.

»Wer bist du, dass du das so genau weißt?«, antwortete Chandra.

»Einen Namen habe ich nicht – jedenfalls keinen, den ein Mensch aussprechen könnte«, kam die Antwort. »Eichbart schickt mich. Ich soll dir ausrichten, dass Melteuer und Yargon hier sind und dass Elon, Gorbosch und Aryna deine Hilfe brauchen.«

Chandra fluchte leise. »Das habe ich befürchtet.« Und lauter: »Dann sag mir, Djinni, wie ich sie finden kann.«

»Ich werde dich führen.«

Die Magierin drehte sich zu Distelstein um. »Es ist ein Djinn ... ein Elementargeist, wie Ihr sagen würdet. Unser Kampf ist doch noch nicht vorbei.«

Aber der Ritter schüttelte den Kopf: »Ich habe, was ich wollte. Meine Aufgabe ist es nun, Blauenfurt nach Rankaraliretena zu bringen.« Er saugte Luft ein, weil Travina gerade den Verband fest anzog. »Wenn Ihr noch jemanden zu verfolgen habt, dann tut das ohne mich.«

Chandra nickte. »Nun denn, Herr von Distelstein. Dann wünscht mir Glück. Wir sehen uns unter dem Licht von Praios' Auge wieder.«

In diesem Moment erhob sich Travina: »Herr, gebt mir die Erlaubnis, sie zu begleiten. Möglicherweise braucht sie noch ein Schwert an ihrer Seite.«

Der Ritter warf ihr einen langen, prüfenden Blick zu. »Nun gut, meine Knappin. Vielleicht ist es an der Zeit, dass du eigene Erfahrungen sammelst. Ich erwarte dich in Rankaraliretena.«

Der Abschied war schnell und formlos, denn der Felsgeist mahnte zur Eile. Die Gardisten blieben bei dem Ritter, um ihn nach draußen zu transportieren, weil er trotz Verband nicht laufen konnte.

In den felsigen Wänden, an denen Chandra und Travina vorbeieilten, waren deutliche Markierungen zu sehen, die ihnen den Weg wiesen, obwohl es sich scheinbar um zufällige Kombinationen aus Rissen und Erhebungen handelte. Als sie einen größeren Höhlenraum durchquerten, in den mehrere Gänge mündeten und in dem noch die uralten Reste einer Lore standen, blieb die Knappin abrupt stehen. Chandras Blick folgte ihrem ausgestreckten Arm: Auf einem großen Felsblock lag Elenya von Blauenfurt. Ihre Arme waren über der Brust gekreuzt, zugedeckt war sie mit dem Wappenrock ihres Vaters. Aus dem Rad der Lore war ein gebrochenes Rad angefertigt worden, ein Boronsrad, das nun neben ihrem Kopf an der Felswand lehnte. Die Erkenntnis traf Chandra wie ein Schlag: »Deswegen ist Blauenfurt so verzweifelt.«

Plötzlich hustete Eleynis und schlug die Augen auf. »Vater?«, hauchte sie kaum hörbar und blinzelte zu Chandra und Travina hinüber, ohne den Kopf zu heben

»Sie lebt«, wisperte Travina erschrocken.

Chandra ging hinüber und beugte sich über den ausgemergelten Körper des Mädchens. »Dein Vater ist nicht hier. Aber … es geht ihm gut.«

Sie streichelte ihr über die Stirn. »Kannst du aufstehen?«

Anstelle einer Antwort wurde Eleynis von einem Hustenanfall erschüttert. Blass und zerbrechlich, wie sie aussah, war es kein Wunder, dass ihr Vater sie für tot gehalten hatte.

»Wir müssen sie mitnehmen«, sagte Chandra bestimmt. Travina hatte eine Flasche von ihrem Gürtel genommen und hielt sie an Elenyas Lippen. »Geminztes Wasser, das tut dir gut und weckt die Lebensgeister.« Zu Chandra ergänzte sie: »Ich werde sie tragen.«

***

»Wo bei Angroschs Hammer bleibt eigentlich Chandra?«

Gorbosch, Aryna, Elon und Eichbart hockten in weitgehender Finsternis an einer Wegkreuzung, während der kleine Steinkäfer Interesse an dem rostigen Rest einer alten Spitzhacke gefunden hatte und sie hingebungsvoll untersuchte. Aus dem Gang vor ihnen waren Stimmen zu hören, und Aryna hatte nach einer kurzen Erkundung berichtet, dass dort vier Leute recht unbekümmert auf etwas zu warten schienen – und einen davon hatte sie als Melteuer erkannt.

»Sie ist aufgehalten worden«, knirschte es aus der Felswand. »Aber ihr könnt nicht mehr warten. Der Zauberer ist dabei, das Herz dieses Bergs zu verseuchen. Und euren Kristall wird er dabei töten.«

Eichbart stand ruckhaft auf: »Dann tun wir es ohne eure Zauberin. Herr des Bergs, vermutlich werden wir deine Hilfe brauchen.«

»Ich helfe euch, wie ihr mir helft.«

Auch die anderen hatten sich erhoben. Gorbosch öffnete die Klappe an seiner Abblendlaterne so weit, dass ein winziger Lichtstrahl den Boden erleuchtete. »Für Angrosch«, sagte er und wog seine Armbrust in den Händen. Für die Menschen und den Halbelf war es kein Problem, fast geräuschlos durch die Dunkelheit zu schleichen, nur der Zwerg musste sich viel Mühe geben, trotz Kettenhemd leise zu bleiben. Aber die Söldner rechneten nicht mit Besuch, und so kamen sie unbemerkt bis an den Rand der Höhle. Gorbosch gab Elon ein Handzeichen, dass er auf eine Hünin mit Morgenstern zielen sollte, während er selbst auf Melteuer anlegte.

In diesem Moment wuselte der Käfer an ihnen vorbei und stieß aus vollem Galopp gegen einen Felsblock. »Jetzt«, wisperte Gorbosch und drückte ab, doch der Bolzen verfehlte sein Ziel: Die langen Jahre im Kampf hatten den Instinkt des Söldnerführers so geschärft, dass er das Geräusch des Käfers als Bedrohung interpretiert hatte und sich im letzten Moment zu Boden fallen ließ. Die Hünin hatte weniger Glück, denn sie brach tödlich getroffen zusammen. Auch ein zwei-

ter Söldner bekam einen Pfeil in die Schulter, bevor er überhaupt begriff, was vor sich ging. Melteuer rollte hinter einen Felsbrocken, der vierte Mann sprang nun ebenfalls in Deckung. Gorbosch ließ seine Armbrust fallen und stürmte mit dem Felsspalter nach vorn, Aryna folgte ihm mit gezogenem Dolch, während Elon den nächsten Pfeil auf die Sehne legte und auf ein Ziel wartete.

Der verbliebene Söldner kam aus seiner Deckung, als Aryna in seine Reichweite gelangte. Er hatte in jeder Hand ein Kurzschwert und ließ die beiden Waffen wirbeln, sodass der Diebin nichts übrig blieb, als auszuweichen und zurückzuspringen. In diesem Moment trat der Druide aus dem Schatten und deutete mit seinem schwarzglänzenden Dolch auf den Kämpfer, der plötzlich ins Stocken geriet. Seine Bewegungen wurden von einem Augenblick zum anderen schwerfällig, als hätten die Kurzschwerter plötzlich ein Vielfaches an Gewicht. Panik machte sich auf dem Gesicht des Söldners breit, während er sich taumelnd zurückzog, und selbst das war offensichtlich eine große Kraftanstrengung. Aryna nutzte diesen Schwächeanfall und schlug ihm die Schwerter mit dem Dolch aus den Händen, woraufhin er in die Knie sank und sich keuchend ergab.

Gorbosch hatte derweil Melteuer erreicht, der nun ebenfalls aus seiner Deckung sprang, sich aber so aufstellte, dass der Zwerg zwischen ihm und Elon blieb. »Langsam werdet ihr echt lästig«, sagte er und parierte einen Hieb des Felsspalters mit seinem Schwert. In der Linken hielt er einen langen Dolch, mit dem er nun einen gezielten Stich auf Gorboschs Kehle ausführte, dem der Zwerg nur mit Mühe ausweichen konnte. Doch noch aus dem Schwung schlug er mit dem hinteren Teil des Axtstiels nach Melteuer, der seinerseits ausweichen musste.

»Du hättest bei uns gutes Gold verdienen können«, sagte der Söldnerführer. »Solche wie dich können wir immer brauchen.«

»Schwarzpelzkacke«, erwiderte Gorbosch. »Ich kann aber solche wie dich nicht brauchen.« Er startete die nächste Attacke, bei der er einen Schlag gegen den Kopf andeutete, die Axt aber dann zum Oberarm umlenkte. Melteuer war mit solchen Finten nicht beizukommen, er parierte den Schlag mit dem Schwert und griff wieder mit dem Linkhanddolch an, doch die Klinge konnte Gorboschs Kettenhemd nicht durchdringen. Die Wucht des Stoßes ließ den Zwerg dennoch aufkeuchen.

»Dämonenfreund«, schimpfte er und griff erneut an. Wieder wich Melteuer flink aus, ließ sein Schwert fallen und ergriff Gorboschs Axtstiel. Derart behindert, war der Zwerg nicht in der Lage, dem Dolch auszuweichen, doch als Melteuer gerade ausholte, durchbohrte ein Pfeil sein Handgelenk. Gorbosch rammte dem Söldner die Schulter in den Bauch, sodass er die Axt losließ, und versenkte in der Gegenbewegung das Axtblatt zwischen seinen Rippen. Melteuer starb ohne einen Schmerzenslaut, aber mit sehr überraschter Miene.

Der angeschossene und der verletzte Gegner waren schnell gefesselt. Gorbosch packte den Steinkäfer, der orientierungslos durch die Höhle irrte, und stopfte ihn in einen Tuchbeutel, den er der Hünin abgenommen hatte. Er verknotete ihn gründlich und hängte ihn an einen Haken an der Wand.

»Und nun?«, fragte Elon.

Gorbosch deutete auf eine schwere Eichentür auf der hinteren Seite der Höhle. »So was baut man nicht in ein Bergwerk. Es sei denn, dahinter ist etwas, das man schützen will.«

»Ein Ort der Macht«, sagte Eichbart, und seine Stimme verriet Ehrfurcht. »Meistens sind sie oberirdisch, aber es gibt sie auch im Herzen mancher Berge.«

»Das heißt, dass wir da hineinmüssen, ja?«, fragte Aryna. Gorbosch nickt. »Was auch immer uns dort erwartet.«

»Yargon«, sagten Elon und Aryna wie aus einem Mund.

Niemand war über diese Feststellung erfreut. Die Tür war unverschlossen, dahinter lag ein kurzer Gang, in dem eigenartiger Gesang zu hören war. Vorne war flackerndes Kerzenlicht zu sehen. Der Gesang ging in beschwörende Worte über: »Herrin der untoten Heerscharen«, war zu hören. »Thargunitoth! Hör mich an!«

Ein eiskalter Windhauch strömte den Eindringlingen entgegen und erfüllte sie bis auf die Knochen mit unheiliger Kälte. »Ich möchte dir einen neuen Handel anbieten. Lange habe ich dir treu gedient, doch heute kann ich dir etwas viel Besseres bieten als meine unwürdigen Dienste.«

Gorbosch verzichtete auf alles Schleichen und stürmte nach vorn. Die anderen folgten ihm wohl oder übel.

»Nimm diesen Stein, dieses machtvolle Artefakt, und erfülle es mit deiner Kraft! Ich weihe es dir, damit es ein Fokus deiner Macht werde! Doch als Gegenleistung bitte ich dich, mich aus deinen Diensten …«

Gorbosch hatte den Felsendom erreicht. In der Mitte des etwa dreißig Schritt durchmessenden Raums waren sieben trollgroße Steine zu einem Kreis angeordnet. Auf ihren Spitzen brannte je eine schwarze Kerze, deren Licht sich in unzähligen Kristallen an den Höhlenwänden widerspiegelte. Zwischen den Steinen bildeten Linien aus Asche ein Heptagramm, einen Siebenstern, in dessen Mittelpunkt Yargon stand, den grün funkelnden Kristall mit beiden Händen in die Höhe gestreckt, als biete er ihn einer riesenhaften, aber unsichtbaren Gestalt dar. Um ihn herum lagen Kadaver von ausgebluteten Raben, dunkle Edelsteine und weitere unnennbare Beschwörungszutaten.

»Niemals«, brüllte Gorbosch, während er auf den Steinkreis zurannte. Doch dann warf er sich zu Boden, denn aus dem Schatten der Steine hatte sich eine Gestalt gelöst und war auf ihn zugesprungen.

»Nicht schon wieder«, stöhnte Elon, als er die aufrech tgehende Raubkatze erkannte, die mit Zähnen und Klauen nach dem Zwerg schnappte. Sein Pfeil fand das Ziel, schien den gewaltigen Dämon aber nicht im Mindesten zu beeindrucken. Die Angriffe prasselten auf Gorbosch ein, sodass ihm keine Zeit blieb, sie alle zu parieren, und er nach Sekunden aus zahlreichen Wunden blutete. Nun geschahen zwei Dinge gleichzeitig: Nicht weit von Aryna, Elon und Eichbart materialisierten sich zwei Gestalten in langen Kutten, während neben Gorbosch eine dritte aus einem der sieben Steine heraustrat. Letztere entpuppte sich als Erz-Elementar, der etwa so groß war wie der Zant, dem er sich nun in den Weg stellte. Aryna und Elon wichen vor den beiden Heshthotim zurück, aber Eichbart hob einen kleinen Stein vom Boden auf und warf ihn ihnen entgegen. Noch im Flug verwandelte sich das

Geschoss in einen Hagel aus unzähligen scharfkantigen Steinsplittern. Der vordere der beiden Dämonen löste sich nach zahlreichen Treffern in eine stinkende Wolke auf, doch für den zweiten hatte es nicht gereicht. Er schwang seine Peitsche und zog einen blutigen Striemen durch Eichbarts Gesicht.

»Zadh haz!«, ertönte in diesem Augenblick Chandras Stimme, und eine Feuerlanze hüllte das dämonische Wesen in Flammen.

»Du kommst wie gerufen«, sagte Aryna gehetzt. »Hast du irgendeine Ahnung, was ich tun kann?«

»Rette den Kristall!«, antwortete die Magierin, während sie sich auf den nächsten Feuerzauber vorbereitete.

Aryna rannte los, wobei sie einen Bogen um den Dämon schlug, und Elon, der die Anweisung ebenfalls gehört hatte, folgte ihr, ebenso wie Travina, die hinter Chandra gestanden hatte. Sie erreichten Gorbosch, der mühsam auf die Beine gekommen war und sich an einen der Menhire lehnte. Nur wenige Schritt von ihm entfernt waren der Zant und der Elementar in einen grausigen Ringkampf verwickelt, aber er fand keine Lücke, um selbst einzugreifen. Innerhalb des Heptagramms stand immer noch Yargon, der sich nur einen Augenblick lang hatte ablenken lassen und inzwischen wieder ganz auf sein Ritual konzentriert war.

»Seine Hand«, keuchte Elon. Zum ersten Mal sahen sie den Zauberer ohne seine Handschuhe und erkannten, warum er diese sonst immer trug: Seine Rechte war bis zum Handgelenk skelettiert wie die Hand eines Untoten.

»Dämonenknecht«, rief Gorbosch und stürmte erneut los, mitten hinein in den Steinkreis. Yargon wandte sich zu ihm und deutete mit der linken Faust auf ihn: »Fulminictus!«

Der Zwerg wurde wie von einem unsichtbaren Schlag nach hinten geschleudert und blieb bewusstlos an einem der stehenden Steine liegen. Elon schoss einen Pfeil auf den Magier, der jedoch an dessen Haut abprallte. Aryna, die gesehen hatte, was mit Gorbosch geschehen war, hatte sich hinter einen Stein geflüchtet. »Phex«, murmelte sie so leise, dass im Kampfgetümmel niemand ihre Worte hören konnte, »wenn ich irgendwann mal deine Hilfe erbitte, dann jetzt.« Sie schlug die Schuhe mit dem Fuchsgesicht zusammen, hüllte sich in den Mantel, den ihr der Schatten geschenkt hatte, und huschte los.

Chandra und Eichbart hatten den zweiten Heshthot mittlerweile überwunden und kamen auch an den Steinkreis heran. Weder vom Zant noch vom Elementar war noch etwas zu sehen, aber durch Eichbarts Bart und Haare huschte eine winzige moosige Gestalt, die die Umgebung voller Neugier mit schwarzen Äuglein musterte.

»Ah, Magistra«, sagte Yargon übertrieben freundlich. »Welch Freude, Euch wiederzusehen – Euch und Eure nichtsnutzigen Diener. Wollt Ihr Euch nicht zu mir gesellen? Ich schließe gerade einen sehr lukrativen Handel ab. Für Euch springt sicherlich auch noch etwas heraus, wenn Ihr wollt.«

Travina trat vor, und sie strahlte Stolz aus: »In Travias Namen, Magister Yargon. Lasst ab von Eurem unheiligen Tun und kehrt zurück auf den Pfad der wahren Götter!«

Das Lachen des Zauberers klang falsch. Elon nutzte den Augenblick, um aus seiner Deckung aufzutauchen und einen weiteren Pfeil abzuschießen, der aber erneut an der magischen Rüstung abprallte.

»Du Kind weißt doch gar nicht, wovon du sprichst. Und sagt dem Spitzohr, dass ich ihn röste, wenn er das noch einmal tut.«

»Gebt auf, Yargon. Ihr wisst, dass Ihr verloren habt. Vielleicht könnt Ihr einen oder zwei von uns töten, aber am Ende werdet Ihr untergehen.«

Wieder tauchte Elon auf und schoss. Yargon reagierte schnell, indem er die linke Faust auf ihn richtete, aber in diesem Moment tauchte Aryna aus dem Zwielicht hinter ihm auf und riss ihm den Kristall aus der Skeletthand. Dieser plötzliche Angriff störte seine Konzentration, und er wirbelte herum. Aryna sprang mit einer Hechtrolle hinter den nächsten Stein, Elon schoss, Chandra schickte eine Feuerlanze los, die sich unterwegs mit dem Steinhagel aus Eichbarts Hand vereinte. Der magische Schild um Yargon flackerte kurz auf, brach dann aber zusammen, sodass der Magier von Steinen und Feuer getroffen und zu Boden geschleudert wurde. Elon schickte den letzten Pfeil aus seinem Köcher hinterher, der diesmal ungehindert in Yargons Hals eindrang. Auf einmal kehrte Ruhe ein.

»Geschafft«, sagte Chandra und ließ sich auf die Knie fallen. Die vielen Zauber hatten sie erschöpft. Elon ging zu Gorbosch hinüber, der gerade wieder zu sich kam. Weiter hinten tauchte Aryna aus den Schatten. »Hab ihn«, grinste sie und hielt den grün schimmernden Kristall in die Höhe.

»Dann haben wir doch noch gesiegt«, stöhnte Gorbosch und richtete sich mühsam auf. »Aber was machen wir mit dem Ding?«

»Er gehört den Druiden Tobriens«, ertönte Eichbarts Stimme. »Das ist der Kristall von Al'Zul, und seine vorherbestimmte Aufgabe ist es, das zerstörte und kranke Land zu heilen.«

»Eichbart, du hast mir etwas versprochen«, wandte Elon ein. Der Druide blickte ihn nachdenklich an. »Nun gut, das Mädchen.«

»Vorsicht!«, rief Travina plötzlich.

Yargon hatte sich erhoben. Sein Gesicht war von Flammen und Steinsplittern bis zur Unkenntlichkeit zerstört, und in seiner Kehle steckte Elons Pfeil. »Ihr glaubt, es reicht, mich zu töten?« Seine Stimme klang durch die zerstörte Kehle hohl und pfeifend. »Da vergesst ihr, wem ich diene …«

Mit einer Gewandtheit, die man dem verletzten Gorbosch gar nicht mehr zugetraut hätte, sprang er auf, schwang seine Axt und köpfte die Leiche. »Das haben wir nicht vergessen, Dämonenknecht. Aber ein Untoter, der weder Arme noch Beine hat, kann auch niemandem mehr Leid zufügen!«

Und er schwang seine Axt wieder und wieder.

»Aufgrund der schrecklichen Missetaten, derer Ihr Euch schuldig gemacht habt, Ritter Dietholt von Blauenfurt, übergeben Wir Euch der Henkerin, auf dass sie Euch mit dem Schwerte vom Leben in den Tod schicke.«

Nach diesen Worten tritt Richterin Ugdalfa Steinschläger zwei Schritte zurück. Irgendwo schluchzt eine Frau. In der Ferne schreit ein Raubvogel.

Langsam lasse ich mich auf die Knie nieder. Wenigstens meinen Tod will ich noch voller Stolz zelebrieren, wenn schon die letzten Monate meines Lebens jeden Glanz haben missen lassen. Der Holzblock strömt einen eigenartigen Geruch aus. Dies muss schon für manch einen Übeltäter der letzte Sinneseindruck gewesen sein. Während ich meinen Kopf auf das raue Holz bette, tritt Hiltruda, die Henkerin, neben mich. Der Gedanke, dass sie noch nie zweimal zuschlagen musste, hat etwas Beruhigendes.

Plötzlich geht ein Raunen durch die Menge. Sollte Hiltruda irgendetwas getan haben, das beim Publikum auf Unwillen gestoßen ist? Was es auch ist, die Unruhe nimmt zu. Eigentlich müsste nun der Trommelwirbel einsetzen, aber ich warte vergebens. Also hebe ich den Kopf und blicke mich um. Die Henkerin hat das Richtschwert sinken lassen, sie blickt versonnen zum Himmel. Als ich ihren Augen folge, sehe ich einen Riss in der ansonsten geschlossenen Wolkendecke: Die Praiosscheibe sendet ihr wärmendes Licht auf den Platz herab und taucht ihn in goldenen Glanz, als wolle Praios allen mitteilen, dass seine ganze Aufmerksamkeit dem gilt, was hier und heute geschieht.

Selbst die Richterin ist irritiert. Zwar kann sie das Licht mit ihren blinden Augen nicht sehen, aber sicherlich spürt sie die Wärme auf der Haut. Wieder lässt sie ihre Stimme ertönen: »Der Herre Praios daselbst zeigt sein Angesicht, um zu schauen, dass hier Gerechtigkeit vollzogen wird. So lasset uns nicht länger zögern und …«

»Seht, dort!« Es ist die zarte Stimme des Trommlerjungen, die ihre Rede so unziemlich unterbricht. Der Knabe deutet mit seinem Schlegel über den Platz, und alle Blicke folgen seiner Weisung. Wieder geht ein Raunen durchs Volk, und ich sehe, dass am hinteren Rand des Platzes Menschen auf die Knie sinken. Mir stockt das Herz. Dort steht eine Gestalt, und sie ist umgeben von einem überderischen Glanz. Die dunklen Locken, das herzförmige Gesicht, die schmale Gestalt – dort drüben steht Eleynis, meine Tochter, mein Augenstern.

Vor wenigen Tagen noch habe ich ihren leblosen Körper in meinen Armen gehalten, und nun steht sie dort, als habe sie niemals unter den schweren Auszehrungen gelitten, die ihre Krankheit mit sich brachten.

»Sie kommt, ihn zu holen!«, flüstert jemand. Immer mehr Leute knien nieder, und am Knirschen der Lederkleidung höre ich, dass auch Hiltruda auf die Knie gesunken ist. Kaum jemand auf dem Platz steht noch.

»Ein Wunder!«, ruft jemand, und andere Stimmen nehmen das Wort auf: »Ein Wunder!«

Mein Blick trifft auf den von Eleynis, und ein glückliches Lächeln überzieht ihr Gesicht. Ist meine tote Tochter wirklich aus Borons Hallen herabgestiegen, um mich

zu holen? Hat sie mir verziehen? Meine Augen füllen sich mit Tränen, und nur verschwommen sehe ich, wie Eleynis durch das Volk hindurch zu mir kommt. Die Leute weichen vor ihr zurück, und auch die Letzten sinken auf die Knie. Mir kommt es vor, als würde meine Tochter schweben.

»Was geht hier vor?«, höre ich die Richterin murmeln. Natürlich, sie kann es nicht sehen. Aber dennoch spürt sie, dass hier gerade etwas Wunderbares geschieht, denn sie wagt nicht einzuschreiten. Das Mädchen hat das Schafott erreicht und steigt zu mir hinauf. Durch den Schleier meiner Tränen sehe ich, dass sie ihr weißes Praiostagskleid trägt. Was hätte sie sonst tragen können, wenn sie in die himmlischen Paradiese eingegangen ist?

»Vater, ich bin hier, um Euch zu retten!«, flüstert Eleynis, als sie sich neben mich kniet. Ich nicke glücklich. Sie zerschneidet meine Fesseln, und in all meiner Glückseligkeit staune ich, dass Praios die Seile nicht einfach löst, sondern stattdessen seiner Botin ein Messer in die Hand gibt. Doch heißt es nicht, die Wege der Götter seien eigenartig? Ich stehe auf und schließe meine Tochter in die Arme, berge mein Gesicht in ihrem duftenden Haar, weine vor Freude – und höre aus Hiltrudas Richtung ein unterdrücktes Schluchzen. Doch Eleynis lässt mir keine Zeit, diesen Augenblick zu genießen. Sie löst sich aus meiner Umarmung und zieht mich an von dem Podest herunter. Die Leute knien immer noch, und manch einer schlägt die Praiosscheibe, als wir vorübergehen. Irgendjemand stimmt den Choral »Praios deine Gnade« an. Andere Leute fallen ein, und bald ertönt der Choral aus Dutzenden Kehlen. Nie hatte ich es mir das Sterben so prächtig vorgestellt. Heiße Tränen laufen über meine Wangen.

Meine Tochter führt mich durch die Menge, bis wir den Rand des Platzes erreicht haben, und dann weiter in eine schmale Gasse. Plötzlich flammt direkt vor mir ein gleißender Blitz auf und blendet mich – ist dies Praios' Bannstrahl? Im nächsten Augenblick schiebt Eleynis mich durch eine schmale Tür in eines der Häuser. Welch eigenartigen Humor die Götter doch haben, dass sie mich durch eine Haustür führen, um mich zu den Pforten der Paradiese gelangen zu lassen! Doch irgendetwas stimmt nicht. Es ist dunkel hier, und es riecht nach Holzfeuer und deftigem Eintopf. Nur nach und nach erkenne ich drei Personen, die im Zwielicht stehen und uns anblicken.

Nein, ich möchte nicht aus diesem wunderschönen Traum erwachen. Nicht jetzt, nicht hier. Warum stehe ich in einer niedrigen Wohnstube? Eine der drei Gestalten tritt auf meine Tochter zu, fährt ihr mit der Hand durchs Haar und spricht mit melodischer Stimme: »Das hast du hervorragend gemacht, Eleynis, ein großartiges Schauspiel! Das hätte ich selbst nicht besser gekonnt.«

An der Stimme und den spitzen Ohren erkenne ich den Halbelf, den die Magierin Chandra in Dienste genommen hatte. Neben ihm steht Chandra selbst, und sie nickt mir aufmunternd zu: »Herr von Blauenfurt, wir haben keine Zeit für weitere Erklärungen. Wir müssen schnell weiter, bevor uns irgendjemand sieht.«

Aber warum dies alles? Was geschieht hier für ein Schabernack? Das kann doch kein Traum mehr sein, denn was für ein Schalk wäre Bishdariel, mir solche Träume zu senden? Bevor ich meine Gedanken in ausreichendem Maße gesammelt habe, um auch nur eine dieser Fragen zu formulieren, packt Eleynis meine Hand und zieht mich weiter. Die dritte Person in diesem Raum ist ein Zwerg: Arwun, der Einarmige, dem ich vor langer Zeit das Leben gerettet habe. Auch er nickt mir zu, aber dann hat mich Eleynis

schon ins nächste Zimmer gezogen – offensichtlich eine Küche. An der Hintertür steht der Halbelf und späht nach draußen.

»Niemand zu sehen«, sagt er und blickt uns an. Gerade schaffe ich es bis zu einem »Aber bitte, was soll …«, als Chandra mich weiterschiebt: »Phex ist mit denen, die ihm Freude machen, Euer Wohlgeboren. Vertraut uns einfach, wir sind hier, um Euch zu retten.«

Ich frage mich, ob ich mich mehr darüber ärgern soll, dass es offensichtlich niemand für nötig hält, mir irgendetwas zu erklären, oder darüber, dass die Magierin mich ganz respektlos unterbrochen hat. Doch dann wird mir der Sinn ihrer Worte klar: »Soll das heißen, dass dies alles tumber Schabernack ist?« Fassungslos blicke ich zwischen ihr und dem Halbelfen hin und her. »Ihr verhindert ein in Praios' Namen gesprochenes Urteil? Spielt ihr so mit eurem Seelenheil? Und mit dem meiner unschuldigen Tochter?«

Eleynis dreht sich um und blickt mich erschrocken an. Sie kennt diesen Ton meiner Stimme und weiß, dass es mir bitterernst ist. Erst jetzt fällt mir auf, dass sie keineswegs so von blühendem Leben erfüllt ist, wie es auf den ersten Blick den Anschein hatte. Die dunklen Ringe um ihre Augen sind unter Schminke verborgen, das Rot auf ihren Wangen rührt in Wirklichkeit von fachmännisch aufgetragener Farbe her. Und hätte ich auch nur einmal genauer hingeschaut, dann wäre mir aufgefallen, dass ihr das Praiostagskleid mittlerweile ein wenig zu kurz ist.

Die Magierin hingegen lässt sich keineswegs von meinem Tonfall einschüchtern: »Herr von Blauenfurt, selbst im Namen Praios' werden mitunter Fehlurteile gesprochen, und ich weiß, dass Ihr der Untaten nicht schuldig seid, wegen derer Ihr zum Tode verurteilt worden seid. Und ich weiß, dass Ihr Euch nicht schuldig bekannt hättet, hättet Ihr gewusst, dass Eure Tochter noch lebt. Damit ist dieses Urteil keineswegs praiosgefällig.«

Sie schaut mich herausfordernd an. Ich fühle die Wut in mir aufsteigen. Will dieses Weib mir vorwerfen, dass ich ohne Eleynis nicht weiterleben wollte? Doch da mischt sich Arwun von hinten in das Gespräch: »Edler Herr! Selbst wenn es nicht Eurem Herrn Praios zu Gefallen ist, was hier geschieht, so ist es dem Herrn Phex doch umso gefälliger!«

Wagt es dieser Zwerg, mir nun auch noch Vorschriften zu machen, was ich für richtig und was für falsch zu halten habe?! Ich öffne den Mund, um ihm meine Meinung zu sagen, doch Eleynis kommt mir zuvor: »Vater, ich bitte Euch! Wenn es dem Herrn Praios nicht recht wäre, was hier geschieht, würde er es dann zulassen?«

Fassungslos starre ich mein Kind an. Eleynis weicht meinem Blick nicht aus, sondern erwidert ihn voller Mut und Stolz. Was für eine schöne junge Frau sie bald sein wird!

»Der Choral«, unterbricht Chandra meine Versunkenheit. »Sie sind beim vorletzten Vers. Wenn er endet, werden sie den Platz sicherlich verlassen, und bis dahin sollten wir außer Sicht sein!«

Mein Widerstand ist gebrochen. Eleynis ergreift wieder meine Hand. Der Halbelf singt ein paar Worte in seiner fremdartigen Sprache – anscheinend zaubert er irgendetwas. Dann nickt er zufrieden: »Jetzt, Herr von Blauenfurt, werdet Ihr keinerlei nachweisbaren Spuren mehr hinterlassen. Also folgt mir!«

Damit verlässt er das Haus, und Eleynis zieht mich hinter ihm her. Wir stehen auf einem Hinterhof, und das Spitzohr eilt hinüber zu einer Scheune. Oben am Giebel sehe ich, dass gerade die Tür zum Heuboden aufgestoßen und eine Leiter herausgeschoben

wird. Bei allen guten Göttern, wie viele Leute sind denn noch an dieser Posse beteiligt? Der Halbelf nimmt die Leiter in Empfang und stellt sie an. Chandra eilt hinauf, gefolgt von Eleynis. Ich komme gar nicht mehr dazu, mir weitere Gedanken zu machen, und steige wie ein Schlafwandler hinterher. Oben angekommen, streckt sich mir eine schmale Hand entgegen, um mir durch die Klappe zu helfen. Ich muss zweimal hinschauen, bevor ich die junge Frau erkenne, der die Hand gehört: Es ist die Diebin des Kristalls. Ich erstarre, und ein kalter Griff schließt sich um mein Herz. »Ihr?«, höre ich mich sagen.

»Natürlich ich«, erwidert sie und streckt mir immer noch die Hand entgegen. »Vergesst Euren Zorn. Ich habe viel mehr Grund, Euch zu zürnen, denn Ihr wart dabei, als mein Meister getötet wurde. Wenn es nach mir ginge, hätten wir Euch nicht hergebracht. Aber Eure Tochter … Ihr zuliebe habe ich mich überreden lassen, Euch Freiheit zu schenken. Nun lasst also Eure Vorbehalte und vertraut mir!«

Im Schatten hinter der Diebin erkenne ich die Umrisse meiner Tochter. Ja, und sei es nur für sie: Meine Aufgabe in dieser Welt ist noch nicht erfüllt. Ich ergreife die dargereichte Hand und klettere durch das Loch in die Scheune. Ein Stück weiter kriechen wir zwischen ein paar fehlenden Schindeln hindurch aufs Scheunendach.

Draußen hat inzwischen ein leichter Nieselregen eingesetzt. Von der aufgerissenen Wolkendecke ist nichts mehr zu sehen. Ich drehe mich zu der Magierin um: »Sagt, Chandra: Der plötzliche Sonnenschein, war das Euer Werk?«

Sie lächelt verschmitzt. »Nicht mein persönliches. Aber wir hatten Hilfe von einem … Freund.«

In diesem Moment höre ich von vorn ein leises Zischen. Die Diebin, die mittlerweile bis zum nächsten Hausdach gelaufen ist, hat sich hinter einen Schornstein geduckt und gibt Handzeichen, dass auch wir uns verstecken sollen. Irgendwo unter uns muss eine Gasse verlaufen, denn ich höre mehrere genagelte Stiefel über Kopfsteinpflaster eilen.

»Nein, ich glaube nicht an ein Wunder«, höre ich eine Stimme, die ich als die des Ritters von Distelstein erkenne. »Ich habe keine Ahnung, was geschehen ist, aber ich könnte wetten, dass der Verurteilte noch ganz in der Nähe ist.«

»Und doch schien es so, als sei er auf einem Sonnenstrahl zum Himmel geritten.« Das muss seine Knappin sein. Die Schritte entfernen sich, und die Diebin gibt das Zeichen, weiterzugehen. Doch die kurze Pause hat mir Zeit zum Nachdenken gegeben: »Das alles ist Euer Plan, Chandra al'Shatir? Selbst der überirdische Glanz, den meine Tochter umgab …«

»… eine einfache Illusion, unter Magiern nicht verbreitet, aber richtig eingesetzt sehr wirkungsvoll.« Chandras Augen blitzten listig, und man kann ihr den Stolz über diesen Streich ansehen. Ich nicke. Eine einfache Illusion. Langsam begreife ich, welches Risiko all diese Leute eingehen, um mich zu retten. Nichts und niemand verpflichtet sie dazu, und sie werden sich bestimmt auch klar darüber sein, dass ich nichts mehr besitze, was ich ihnen bezahlen könnte. Sie hätten auch einfach die Belohnung, die sie für meine und Chandras Ergreifung erhalten haben, einstreichen und ihres Wegs ziehen können. Es gibt keinen anderen Grund für ihre Taten, als dass sie es für meine Tochter tun.

Der Weg führt uns über Dächer und durch Ställe, auf schmale Pfade und durch Heckenlöcher, bei denen ich wetten könnte, dass sie niemand außer den Kindern der Einheimischen kennen. Und diese Diebin. Noch zweimal drücken wir uns vor Passan-

ten in den Schatten, um nicht entdeckt zu werden, dann erreichen wir einen Hinterhof, in dem ein Eselskarren steht. Daneben wartet ein Zwerg, gemächlich an den Karren gelehnt und an einer Pfeife saugend. Offensichtlich ist er ein weiterer Verschwörer, denn als er uns sieht, nickt er: »Dachte schon, ihr kommt gar nicht mehr.«

»Nur die Ruhe, Meister Brummbär«, erwidert die Diebin. »Wir sind lieber ein paar Umwege mehr gegangen. Anscheinend ahnt wenigstens Ritter von Distelfurt etwas. Aber immerhin kann seine Knappin schweigen.«

Gemeinsam mit Eleynis soll ich mich auf der Ladefläche verstecken, bis wir außer Sichtweite der Stadt sind. Leicht fällt es mir nicht, mich auf dieses Possenspiel einzulassen. Bis vor einem halben Jahr war ich ein wohl ehrenvoller Ritter, bis vor nicht einmal einer Stunde ein gefallener und zum Tode verurteilter. Und nun soll ich mich wie ein gemeiner Schurke auf einem Karren aus der Stadt schleichen?

Ich schaue zu Eleynis hinüber, und sie erwidert meinen Blick: »Vater, wir haben unser Hab und Gut verloren. Aber die Götter haben uns beiden das Leben geschenkt. Ihr habt mich immer gelehrt, dass das Tun der Götter seinen Grund hat, auch wenn wir ihn nicht verstehen. Also lasst uns das nehmen, was wir haben. Lasst uns in die Ferne ziehen!«

Wie recht sie hat. Gemeinsam mit Eleynis verberge ich mich unter einer muffigen Decke, und wenig später geht die rumpelige Fahrt auch schon los. Zweimal werden wir angehalten, und ich höre, wie Gorbosch und Chandra mit irgendjemandem reden, doch niemand interessiert sich allzu sehr für das Gepäck. Eine endlose Zeit scheint zu vergehen, bis wir anhalten und die Decke zur Seite gezogen wird. Ich blinzle gegen das helle Licht und erkenne das runde Gesicht des Zwergs.

»So, genug faul rumgelegen«, brummelt er. »Mein Teil der Abmachung ist erfüllt.«

Neben dem Wagen steht sie alles und blicken mir erwartungsvoll entgegen: Chandra, die Diebin, der Halbelf, der Zwerg. Auch Eleynis kommt aus dem Karren und stellt sich neben mich. Jetzt sollte ich wohl etwas sagen, aber mir fehlen die Worte.

Daher spreche ich das Erste aus, was mir in den Sinn kommt: »Warum? Ich frage euch in Hesindes Namen: Warum habt ihr das alles für mich und meine Tochter getan?«

»Das habe ich mich auch die ganze Zeit gefragt«, erwidert der Zwerg, aber an dem Blitzen in seinen Augen merke ich, dass er es nicht ernst meint.

»Wisst Ihr, Herr Ritter, manchmal gibt es Momente, in denen man glaubt, jemandem etwas schuldig zu sein«, versucht sich die Diebin an einer Erklärung, die mir jedoch nicht recht einleuchten will. Daher blicke ich hilfesuchend zur Magierin. Chandra atmet tief ein: »Seid versichert, Herr von Blauenfurt, dass wir uns das selbst längere Zeit gefragt haben. Auf unserer gemeinsamen Reise haben wir mehrfach Kindern und Wehrlosen geholfen, auch wenn uns das in Schwierigkeiten gebracht hat – und oft war es die Idee von Swanja, die ihr Leben für uns geopfert hat. Als wir entdeckten, dass Eure Tochter keineswegs zu Boron gegangen war, da glaubten wir, dass wir es Swanja schuldig sind, ihr Werk fortzusetzen.

Eleynis ging ihr nicht gut, im Gegenteil, aber mit Hilfe des Kristalls und eines … Freundes«, sie spricht dieses Wort mit einer eigenartigen Betonung aus, die ich nicht recht zu deuten weiß, »der Wege kannte, wie man die Fähigkeiten des Kristalls in

die richtigen Bahnen lenkt, konnten wir ihre Krankheit heilen. Nun standen wir da mit einer geheilten Tochter, deren Vater gerade zum Tode verurteilt wurde. Ein Vater, der mir von meinem Lehrherrn als überaus respektabel beschrieben worden war. Und schließlich sind wir zu der Überzeugung gekommen, dass Ihr die Taten, die Ihr in Eurer Verzweiflung gestanden habt, keineswegs alle selbst vollbracht habt. Und das, was Ihr getan habt, geschah aus Verzweiflung über die Krankheit Eurer Tochter, wie unschwer herauszufinden war. Doch das Urteil war schon gesprochen. Tja, und da haben wir beschlossen, andere Wege einzuschlagen, um Eurer Tochter den sorgenden Vater wiederzugeben, den sie zweifellos braucht.«

In diesem Moment sehe ich einen Mann aus dem nahen Wald treten. Er sieht eigenartig aus: barfuß, nur mit einer groben Kutte bekleidet, Haar und Bart lang und verfilzt. Ich hatte selten Gelegenheit, mit Druiden zu verkehren, aber dieser Mann sieht selbst für einen dieser Waldhüter aus wie ein Mensch, der keinerlei Kultur hat. Die Diebin sieht meinen Blick und folgt ihm. Aber sie scheint weniger überrascht als ich, sondern nickt dem Druiden zum Gruße zu. Der nickt zurück und wirft mir einen missmutigen Blick zu: »Hat geklappt, ja?«, brummt er. Ohne eine Antwort abzuwarten, wendet er sich an den Halbelf. »Mein Sohn, willst du jetzt mit mir kommen?«

Ich verstehe nicht, wovon die beiden reden, aber der Angesprochene tritt zögerlich vor.

»Vater … als ich dir versprochen habe, den Kristall zu besorgen, da habe das nur getan, um mir deine Unterweisung zu verdienen. Aber seitdem ist viel geschehen. Und ich habe inzwischen begriffen, dass ich dich nicht brauche. Was ich immer gesucht habe, ist jemand, zu dem ich gehöre. Aber das kannst du mir nicht geben, ebenso, wie die Sippe meiner Mutter es mir nicht gegeben hat.« Er deutet mit einer Handbewegung auf die Leute, die um ihn herumstehen: »Aber diese hier, zu denen gehöre ich. Sie können mich lehren, welchen Platz ich in dieser Welt habe. Und der ist nicht an deiner Seite – sondern an ihrer.«

Die Diebin ergreift die Hand des Halbelfen und drückt sie, und die Blicke der beiden treffen sich. Oho, anscheinend hat er mehr als nur einige Gefährten gefunden. Der Druide nickt. »Nun gut, Elon. Dann leb wohl.«

Ohne einen weiteren Gruß dreht er sich um und stapft zurück zum Waldrand. Bevor er im Unterholz verschwindet, dreht er sich noch einmal um und hebt die Hand zum Abschied – und in dieser Hand sehe ich einen grünen Kristall glänzen.

»Das hast du schön gesagt, Elon«, höre ich die Diebin sagen, und sie drückt dem Halbelfen einen Kuss auf den Mund.

»Also bevor es nun noch allzu gefühlsduselig wird: Wollen wir nicht weiter?«, unterbricht der Zwerg die Situation.

»Richtig, meine Gefährten: Wollen wir nicht los?«, stimmt Chandra zu, und sie blickt mich mit ihren dunklen Augen an.

Ich seufze. »Habt ihr in eurer Gemeinschaft noch Platz für einen gefallenen Ritter und seine Tochter? Ich habe keine Heimat mehr – und ich könnte euch als Dank für meine Befreiung einen immer noch kräftigen Schwertarm anbieten.«

»Na endlich«, antwortet Chandra und lacht. »Ich hatte schon befürchtet, dass Ihr gar nicht mehr fragt. Also steigt auf.«

Alvaraniare: Abgesandte der Götter
Bishdariel: ein Alveraniar Borons, Überbringer der Träume
Boron: Gott des Todes und des Schlafs
Cantus: Zauberformel
Elementar: mächtiger Geist, der einem der sechs Elemente Erz, Humus, Feuer, Wasser, Luft oder Eis zugeordnet wird.
Fulminictus: Schadenszauber
Heptagramm: Siebenstern. Dient der Dämonenbeschwörung.
Heshthot: Kuttendämon
Travia: Göttin des Herdfeuers, der Ehe und der Gastfreundschaft
Phex: Gott der Händler und Diebe
Praios: Fürst der Götter, Gott des Rechts, des Adels und Gegner der Magie
Praiosscheibe: Sonne
Thargunithot: erzdämonische Gegenspielerin des Totengottes Boron, Herrin der Untoten
Xeledon: ein Halbgott, der der Spötter genannt wird.
Zant: raubkatzenartiger Dämon